Günther's
Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben
unter
Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands
XXIX. Jahrgang. 3. Band.

Concordia.

Eine deutsche Kaisergeschichte aus Bayern

von

Herman Schmid.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1874.

Erstes Kapitel.

Am Scheidewege.

Aus der Jesuitenkirche zu München tönte feierlicher Gesang, die Orgel brauste darein, und durch die weit geöffneten Thore, denen Weihrauchduft entströmte, war in der Halbdämmerung des gewaltigen, säulenlosen Gotteshauses der prachtvoll aufgerichtete Hochaltar mit seinen zahllosen Kerzen fern wie durch einen Schleier zu erkennen. Trotz ihres riesigen Umfangs war die Kirche überfüllt und eine ansehnliche Schaar von Andächtigen mußte sich mit dem begnügen, was sie auf den Stufen und weit in die Neuhausergasse hineinstehend von der gottesdienstlichen Feier erhaschen konnte.

Es war Sanct-Ignatiustag und der Orden Jesu verfehlte nicht, das Fest seines Stifters mit all jenem

sinnlichen Glanze zu feiern, welcher geeignet ist, Auge und Ohr des Volkes mit Banden zu fesseln, an denen es dann nach Gefallen gelenkt und beherrscht werden kann.

Auch der greise Heckenstaller war unter den Betern; er hatte jetzt Muße genug, seinen Gedanken nachzugehen und in der Bibel zu lesen, denn er war in Ruhestand versetzt. Neben ihm hatte sich der stämmige Metzgermeister Strandhofer aufgepflanzt und hielt den auf seinen Stock gehängten Hut wie einen Schirm über sein schweißtriefendes Gesicht, denn die Julisonne brannte mit aller Gewalt der nahenden Hundstage auf die entblößten Häupter herab. Auch die Haarpuderin hatte sich Zeit genommen und den kleinen Kram auf ein paar Stunden geschlossen, um eine so besondere Feier nicht zu versäumen. Unter der riesigen Gruppe des Erzengels Michael aber, der den zu seinen Füßen sich windenden Satan mit der Lanze des heiligen Kreuzes durchbohrt, hatte sich der Kranzelbinder mit Weib und Kind eingefunden, denn die Frau betrieb als kleinen Nebenverdienst das Geschäft einer Kerzlerin; sie hatte ein kleines, mit spitzen Stacheln besetztes Eisengestell neben sich aufgerichtet und ein Körbchen mit kleinen Wachskerzen dabei, die sie an die Frommen verkaufte, dann auf die Spitzen steckte und anzündete, zum

Sinnbild feurigen Vertrauens, das der Käufer für den so geehrten Heiligen empfand. Die höher stehenden weißen galten dem siegenden Michael, die tiefer gesteckten rothen dem gefallenen Engel, um auch ihm etwas von der göttlichen Segnung zukommen zu lassen, oder um es für vorkommende Fälle auch mit ihm nicht ganz zu verderben. Zu beiden Seiten der Thore saßen und hockten zahlreiche Bettler, denen an solchen Tagen ergiebige Ernte winkte; die andächtig erhobenen Gemüther waren mild gestimmt und mehr als sonst zu geben bereit. Auch die Alte mit Tochter und Enkelkind und dem müßigen Burschen fehlte nicht; um mehr Mitleid zu erregen, hatte er den Arm in eine Schlinge gelegt, als ob er verwundet wäre. Gegenüber, etwas entfernter war das wüste, blatternzerfetzte Gesicht Wallner's sichtbar; sein herabgekommenes Aussehen stach sehr ab gegen das behäbige Wesen in der Zeit, da das Schlößchen von Pilgersheim noch unter seiner Obhut gestanden.

Mit demüthigster Geberde hielt er seinen alten Hut den Kirchgängern entgegen, die noch hier und da vereinzelt und verspätet näher kamen, und bat um ein Almosen im eindringlichsten Tone des Jammers und so laut, als es anging, ohne die Andacht zu stören.

„Bitt' gar schön, schenkt mir auch etwas", lamen=

tirte er eben wieder einem ärmlich, aber sauber gekleideten Bürger entgegen, der raschen Schrittes herankommend dem Bettler mit verwunderten und fragenden Blicken eine kleine Münze in den Hut warf und dabei den seinen abnahm, zu noch größerer Ueberraschung des Bettlers, der jetzt erst in ihm den verhaßten stummen Maurer Michel erkannte.

„Vergelt's Gott tausendmal", sagte er heuchlerisch. „Ich werd' schon fleißig beten dafür. O du heilige Barmherzigkeit! Das hätt' ich mir auch nicht träumen lassen, daß ich Ihn einmal um Almosen ansprechen müßt', und jetzt ist es doch so worden! Mein Weib hat sich als Wäscherin verdingen müssen, damit doch die Kinder was zu essen haben, aber ich bin ein armer bresthafter Mann, der nichts mehr arbeiten kann; ich bin zu nichts mehr gut als zum Betteln! Aber an meinem ganzen Unglück ist Niemand schuld als der gottverdammte Ketzer, der mir selbigsmal ausgekommen ist. Ich hab' gleich gefürchtet, wie der Pater Menradus so gar schmalzgut gewesen ist, daß hinter der Freundlichkeit nichts Gutes steckt, das Gewitter ist richtig nachgekommen; wenn man den Hund schlagen will, so findet man leicht einen Prügel. So hat es einen kleinen winzigen Verdruß abgegeben und ich bin gleich fortgejagt worden. O wenn ich nur das erbeten könnt';

ich wollt' gern meiner Lebtag bei Wasser und Brod bleiben, wenn ich nur den herausbringen könnt', der dem Ketzer dort fortgeholfen hat! Wenn ich dem —"

Der Maurer zuckte die Achseln und blieb unweit Wallner stehen, den er bald nicht mehr beachtete, der Metzger aber, der über alle in die Kirche hinein zu sehen vermochte, gebot ihm, still zu sein, und rief mit gedämpfter Stimme: „Aufg'schaut, jetzt kommt's! Jetzt fangt das Tedeum an und dann kommt gleich der Engelflug. Das ist schon eine recht dumme G'schicht, daß man da heraußen stehn muß und die Schönheit nicht in der Näh' sehn kann."

Der Engelflug war ein Hauptreiz des Festes, denn die klugen Väter kannten die Schaulust des Volkes und wußten sie schlau als Lockungsmittel zu verwenden. Deshalb kam am Pfingsttag der heilige Geist sichtbar in Gestalt einer Taube geflogen; am Charsamstag ließ man die Figur des Heilands wirklich aus dem Grabe auferstehen und am Feste der Himmelfahrt vor aller Augen emporschweben; deshalb wurde am Ignatiusfeste aus dem Deckengewölbe eine Schaar geschnitzter Engel an unsichtbaren Drähten heruntergelassen, daß es aussah, als ob bei den Klängen des Tedeums der Himmel selbst sich öffne und seine Heerschaaren aussende zur Verherrlichung des geliebtesten seiner Söhne.

„O schön, schön“, sagte der Metzger, den Uebrigen, nicht so hoch Gewachsenen den Beginn des Schauspiels verkündend. „Jetzt sind’s schon da, die Engel! Eine ganze Schaar, es ist eine wahre Pracht! Das muß man schon sagen, so was Andächtig’s gibt’s halt doch nirgends als wie bei den Jesuwitern!“

Von fern aus dem Hintergrund der Kirche verkündeten jetzt die Klingeln, daß am Hochaltar der Schlußsegen ertheilt werde. Die Gläubigen sanken auf die Kniee, bekreuzten sich und sprachen das Dreimalheilig, indem sie dreimal an die Brust schlugen; auch Wallner that gedankenlos dasselbe, aber das dritte Heilig blieb ihm im Munde stecken. Wie ein wildes Thier auf seine erlauerte Beute, sprang er auf und hatte im nächsten Augenblick den Maurer Michel an der Kehle gepackt. Er hatte deutlich gesehen, daß der Mann, der sich unbeachtet geglaubt hatte, nicht lautlos die Lippen bewegte, er hatte deutlich gehört, wie er leise und doch für ihn verständlich genug das „Heilig“ ausgesprochen. „Schuft von einem Kerl“, rief er, unbekümmert um die gottesdienstliche Feier und den Menschenstrom, der, aus dem Portal drängend, sich sogleich wieder um die beiden anstaute, „Du bist ein Betrüger; ich hab’ Dich deutlich reden gehört! Du bist also nicht stumm; jetzt ist’s gewiß, Du und kein Anderer hast dem Ketzer fortgeholfen und

mich um meinen Dienst gebracht! Red', Kerl, oder ich erwürg' Dich. Red', ich lasse Dich nimmer los, bis Du Alles eingestehst. Sag's, daß Du ein Betrüger bist!"

Erschrocken suchte sich der Maurer des Wüthenden zu erwehren, er strebte vergebens loszukommen und mußte gewaltsam an sich halten, um nicht durch einen Ausruf des Zorns oder Schreckens sich abermals zu verrathen. Schnell hatte sich ein immer dichterer Kreis von Neugierigen um beide gesammelt, die Wallner's Erzählung mit Staunen anhörten und nach Art und Sinn eines Jeden schnell bereit waren, für den einen oder andern Partei zu nehmen. Der alte Heckenstaller und die Ruhigeren darunter wollten den Maurer freigelassen haben. „Man sieht es ihm ja an", sagte er, „daß er stumm ist; wenn er reden könnte, hätte er sich in der Ueberraschung gewiß schon verrathen und einen Laut von sich gegeben." Die Heftigeren und die an gewaltsamen Dingen Freude hatten, unter ihnen Strandhofer, verlangten, daß er zum Stadtrichter geführt werden solle. „Im Falkenthurm" schrie der Metzger mit behaglichem Lachen, „da gibt's schon Mittel, ihm die Zung' zu lösen! Wenn er nur erst die Daumschrauben anhat oder die spanischen Stiefeln, dann wird sich's schon zeigen, ob seine Stummheit wirklich Verstellung ist!"

Lauter wurden die Stimmen und das Gewühl drängender, als Pater Rose, vom Collegium herkommend und durch die Menge aufgehalten, sich nach der Ursache des Zusammenlaufs erkundigte. Keine Miene verrieth, wie sehr ihn die Begegnung der beiden Männer und noch mehr die Entdeckung überraschte, daß der Maurer, der seit Jahren einer der vertrautesten Arbeiter im Collegium und in allen Gebäuden des Ordens war, nicht nur diesen so lange Zeit und so geschickt getäuscht, sondern auch die Kunde von Manchem erlangt hatte, was man, wäre er nicht für stumm gehalten worden, vielleicht vor ihm verborgen gehalten hätte. Das Geheimniß war also nicht gewahrt, sondern dem guten Willen desselben preisgegeben. Ruhig hörte er Wallner zu, der vor Aufregung kaum etwas Zusammenhängendes vorzustottern vermochte; ruhig, mit der gelassenen Miene des Feldherrn, der auch das unerwartetste Ereigniß augenblicklich zu überschauen und in seine Pläne einzufügen weiß, überblickte er die Versammlung; die grobe Täuschung des Ordens durfte um keinen Preis ruchbar und zugleich mußte der Maurer unschädlich gemacht werden. Er hatte den Ausweg gefunden und gebot Wallner, seinen Gefangenen frei zu geben.

„Thörichter Mensch", rief er mit salbungsvoller

Wärme, während dieser grollend und widerwillig gehorchte, „wie kann Er wegen dieser Veranlassung solchen Lärm verursachen, und Ihr Blinden, die Ihr staunend umhersteht, wie konntet Ihr einstimmen in den Ruf der Thorheit, statt den Allmächtigen zu preisen, der Euch der Gnade gewürdigt hat, Zeugen eines solchen Ereignisses zu sein? Wahrlich, ich sage Euch, ich kenne diesen Mann! Er ist seit Jahren im Dienste des Ordens Jesu beschäftigt und hat sich immer als wahrhaft und verlässig bewiesen; aus langem Umgang und eigener Ueberzeugung kann ich's Euch versichern, er ist wirklich stumm, er hat durch einen unglücklichen Sturz die Sprache verloren! Wenn er sie jetzt wiedererhielt, an der Schwelle des Gotteshauses, während des Gebetes, in das er versunken war, am Tage des heiligen Ignatius, den wir verehren, wollt Ihr ihn einen Betrüger nennen? Erhebt lieber das Haupt zum Himmel, um die Hand des Ewigen anzubeten, die aus den Wolken griff und auf wunderbare Weise dem schwer Geprüften die Rede wiedergab, auf daß Ihr von seiner Allmacht überzeugt werdet. Ist das Eure Zuversicht, ist das Euer Vertrauen zu Gott, Ihr Kleingläubigen?"

Ein Gemurmel des Beifalls durchlief die Menge, die mit heiligem Schauer gelauscht hatte und sich nun

mit scheuer Ehrfurcht um Michel drängte, der, von der unerwarteten Wendung der Sache verblüfft, den Pater mit unsichern Blicken betrachtete, aber ungewiß über die Dinge, die noch kommen sollten, in seinem Schweigen verharrte.

Ingrimmig, kaum seiner Sinne mächtig, stand Wallner daneben und nagte an seinen Fingern wie ein Raubthier an den Gitterstäben der Falle, in der es sich gefangen.

Der Pater wandte sich wieder Michel zu. „Gib Gott die Ehre, mein Sohn“, rief er feierlich, indem er die Hand wie beschwörend gegen ihn erhob, „gib Zeugniß und sage, vermagst Du wirklich wieder zu sprechen?“

Der Maurer sah ihn fragend an, er glaubte in seinen Augen zu lesen, daß er ein Ja erwartete; er war bereit, die Verstellung, die ihm schon lange schwer und lästig geworden, aufzugeben, aber es widerstrebte seinem ehrlichen Gemüth, geradezu eine Lüge zu sagen. „Ja, Hochwürden“, sagte er mit unsicherer Stimme und doppelsinnig, wie die Frage gewesen war, „ja, ich kann reden!“

„Er kann reden! Er ist nicht mehr stumm!“ rief das Volk und brach in lauten Jubel aus; Manche fielen auf die Kniee, Andere breiteten wie verzückt die Arme gen Him-

mel und der Ruf: „Ein Mirakel, ein Mirakel!" pflanzte sich hundertstimmig von Straße zu Straße fort.

„So gehe hin, mein Sohn", begann der Pater wieder, „gehe hin, und gebrauche die Sprache, die Dir wiedergeschenkt ist, das Lob des Herrn und seines geliebten Dieners zu verkünden, durch dessen Fürbitte Du solcher Gnade theilhaftig geworden. In einer Stunde erwarte ich Dich in meiner Zelle, um das Ereigniß niederzuschreiben, damit es erhalten bleibe für alle Zeiten und zur Erbauung aller gläubigen Gemüther!"

Entzückt drängte sich die Menge um den Maurer, der fortschreitend dem Gewühle zu entgehen suchte und widerstrebend die Geschenke annahm, die man ihm von allen Seiten zusteckte.

Bald hatte sich die Schaar wie abfließendes Wasser verlaufen; Wallner hatte dem ganzen Vorgange wie geistesabwesend zugesehen und schickte sich an, dem Pater zu folgen, der sich wieder dem Collegium zuwendete.

„Gottes Barmherzigkeit, jetzt weiß ich wirklich nicht, wie mir geschehen ist", sagte er, sich hinter den Ohren kratzend. „Ich hätt' darauf geschworen, daß der Michel mich und alle Welt betrogen hat, und ich könnte noch ein Jurament darauf ablegen, daß Nie-

mand als er dem Lutheraner in Pilgersheim fortgeholfen hat. Ich hab' Wunder gemeint, wie gut ich's mach', wenn ich ihn aufbring', und jetzt bin ich erst recht auf den Holzweg gerathen!"

„Beruhige Er sich", sagte der Pater mild, „ich sehe Seine Reue und habe Seinen guten Willen erkannt, dem Orden zu dienen, der Wille soll fürs Werk gelten. Wenn Er festen Glauben verspricht, dann kann Er wieder zu Gnaden aufgenommen werden. Also höre Er: der Maurer Michel ist wirklich stumm gewesen und hat erst jetzt die Sprache wiederbekommen — versteht Er mich und will Er das glauben?"

Wallner schaute ihn verblüfft an. „Ich versteh's zwar nicht", sagte er, „aber ich glaub', was Hochwürden haben wollen. Sie sind ja der beste Mann von der Welt!"

„Gut, dann melde Er sich morgen bei mir, ich werde sehen, wie für Ihn gesorgt werden kann", sagte der Pater.

„Ich versteh's nicht, aber ich thu', was Hochwürden haben wollen", sagte Wallner nachgrübelnd. „Der Maurer Michel ist stumm gewesen und erst jetzt wieder redend geworden — ich glaub's, weil Hochwürden es haben wollen, aber daß er dem Ketzer durchgeholfen und mich ums Brod gebracht hat, das ist ihm doch nicht

geschenkt und aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Wenn's jetzt auch über ihm Sonnenschein ist, das Gewitter kann nachkommen, wie's bei mir nachgekommen ist, und kann einschlagen, wie's bei mir eingeschlagen hat! Ich dank' Hochwürden, daß Sie's wieder so gut mit mir im Sinn haben, ich dank' für mein Weib und meine Kinder, aber wenn ich den Ketzer ausgehen und Eurer Hochwürden einliefern könnte, dann wäre mir erst wohl ums Herz! Gottes Barmherzigkeit", rief er plötzlich abbrechend, „bin ich auseinander oder ist er's wirklich?"

„Was ist Ihm denn?" fragte der Pater staunend.

„Er ist's wirklich, er ist's!" rief Wallner wieder, ohne auf die Frage zu achten, und deutete auf einen Mann, der auf der andern Seite der Straße vorüberging und wie zur flüchtigen Betrachtung der Michaelskirche das Antlitz ihnen zugewendet hatte.

„Er ist von Sinnen", sagte der Pater, „der Mann ist ganz schwarz und bärtig; den Er meint, der war roth und blühend von Gesicht."

„Und wenn er sich noch zehnmal anders vermummen thäte", rief Wallner wieder, „das Geschau kenn' ich unter allen heraus. Er ist's, Hochwürden! Halten's mich nicht auf. Der kommt mir nicht aus!"

Er rannte hinweg, der Pater sah ihm kopfschüttelnd nach.

„Sollte es möglich sein?“ sagte er vor sich hin. „Ich glaube es nicht, es wäre Tollkühnheit, sich noch einmal in die Stadt zu wagen und selbst den Hals in die Schlinge zu stecken. Wenn er es aber wäre“, setzte er mit zuversichtlichem Lächeln hinzu, „dann ist ihm der richtige Hund auf der Fährte, es gibt keinen trefflicheren Spürer als den Haß!“

Der Mittag war nicht mehr fern und in dem Kaffeehause der schönen Wittwe Frau Mundizia Rosinoni wurden bereits alle Vorbereitungen für die zahlreichen Gäste getroffen, die während der kurzen Zeit seines Bestehens dort schon heimisch geworden. Viele hatte die Neuheit der Sache gelockt; viele, denen ihre Mittel den Besuch der Weinhäuser nicht erlaubten, fanden es in den heitern, angenehmen Räumen behaglicher als in den rauchigen Stuben der Brauhäuser oder Bierschenken; andern, die eigener Häuslichkeit entbehrten, war es willkommen, ihr Mittagsmahl hier in angenehmer Gesellschaft nehmen zu können; die schöne Herrin des Geschäfts, die mit sorgfältiger Liebenswürdigkeit die Bedienung ihrer Gäste überwachte, mochte für noch mehrere nicht geringere Anziehungskraft besitzen. Zwei hohe ansehnliche Zimmer boten genügenden Raum, sich gesellig zu vereinen oder nach Gefallen abzusondern. In dem einen standen auf kleinen

Tischchen die niedlichen buntgeblümten Henkelschalen bereit, in welchen der Kaffee gereicht wurde, während die Mitte des Zimmers von einem bisher völlig unbekannten Spiele eingenommen war, einer mit grünem Tuch bespannten Tafel, auf welcher elfenbeinerne Kugeln mit dünnen Stöcken kunstvoll aneinander gestoßen wurden. Die neue Unterhaltung lockte ebenfalls manchen Besucher, zumal Offiziere und jüngere Cavaliere, die das beliebte „Spiel Ludwig's des Vierzehnten" in Paris gesehen und gelernt hatten. Im andern Zimmer war eine lange, zierlich gedeckte Tafel für die Mittagsgäste bereit gestellt.

Noch war die Stunde, in der sich diese einzufinden pflegten, nicht gekommen, die Wachtparade, nach der sich die Offiziere gern zum Kugelspiel einfanden, war noch nicht zu Ende. Nur an einem der Fenstertischchen saß ein junger Mann von auffallend dunkler Gesichtsfarbe und starkem schwarzem Bart, der Kinn und Wangen in ungewohnter und fremdartiger Weise umgab. Er hatte ein tragbares Kästchen von Ebenholz neben sich stehen und war eifrig beschäftigt, in seine Brieftasche Bemerkungen einzutragen; nur manchmal erhob er das Haupt und richtete einen erwartenden Blick nach der Thür. Unweit davon, zierlich wie immer und nach den neuesten französischen Mustern ge-

kleidet, saß der Landschaftsverordnete von Reindl in eifrig flüsterndem Gespräch mit der Wirthin, die ihm gegenüber an der andern Seite des kleinen Tischchens Platz genommen hatte. Das Gespräch wurde ziemlich laut und eifrig geführt, besonders von Reindl. Frau Mundizia erwiderte nicht viel, aber in ihren lächelnden Mienen war zu lesen, daß sie die huldigende Unterhaltung des weltgewandten Mannes mit Wohlgefallen vernahm. Sie war in der That eine hübsche Frau von echt südlicher Wärme und Lebhaftigkeit, nicht eine dunkle Brünette, wie man gewöhnlich die Italienerinnen denkt, sondern von jener, vielleicht den Longobarden entstammenden Art, die sich durch das goldrothe Haar auszeichnet; ihre Stimme erklang einschmeichelnd und sanft, und wenn sie die blauen Augen aufschlug, blickte aus denselben etwas wie sehnsüchtige Trauer hervor, als ob, wie versunkene Schätze auf dem Grunde der Flut, ein verlockendes Geheimniß hinter diesem feuchten Schleier verborgen liege.

„Vraiment“, sagte Reindl, „wir Münchner sind Ihnen im höchsten Grade obligirt! Welches agrément für uns, daß eine Dame wie Sie die considération gehabt, ein solches Café zu etabliren und uns ein Plaisir, ein Amusement zu bereiten, von dem man hier noch gar keine Idee gehabt hat. München ist

überhaupt noch weit zurück, weiter als das kleinste Faubourg in Frankreich, und vor allem wie ein Dorf gegen Paris. Sie kennen doch Paris?"

„Ich war nie dort", sagte sie in fremd klingendem Deutsch, „ich bin über mein Vaterland nie hinausgekommen. Ihre Durchlaucht die verstorbene Kurfürstin lernte mich in Rom kennen und nahm mich in ihre Dienste. Ich war bei ihr in Venedig bis an ihren Tod; ihrem Einflusse verdanke ich, daß ich die Erlaubniß erhielt, mein Geschäft hier zu errichten. An mir ist es, mich bei den werthen Gästen zu bedanken, die mit meinen schwachen Kräften vorlieb nehmen! Ach, ich habe einen gar schweren Stand! Die Wirthe und Brauer sind alle gegen mich, weil sie glauben, daß ihnen Eintrag geschieht, und ich bin eine fremde, alleinstehende Wittwe, eine Frau ohne Schutz."

„O quelle injustice! Wie könnte es Ihnen jemals an Beschützern fehlen, schöne Frau!" rief Reindl feurig. „Gebieten Sie über mich, alle meine Connexions stehen zu Ihrem Befehl! O, wenn Sie mir erlauben würden, Ihnen zu sagen, wie sehr ich wünsche, ganz und allein Ihr Beschützer zu sein. Bleiben Sie doch", rief er, da sie Miene machte, sich zu entfernen. „Ich bin enchantirt, daß ich Sie endlich einmal allein getroffen habe, warum wollen Sie es refüsiren, mich an-

zuhören? Warum — ah, wir sind nicht allein", fuhr er leiser fort, indem er Mundizia's Blicken folgte; „wer ist der schwarze Mann am Fenster?"

„Ich kenne ihn nicht", erwiderte sie; „ich halte ihn für einen fremden Kaufmann, der mit Juwelen und Goldwaaren handelt."

„Das ist excellent", sagte Reindl, „wir wollen die Waare sehen. Mein Herr", rief er, sich dem Fremden nähernd, „ich höre eben, daß Sie Damenschmuck führen. Wären Sie nicht geneigt, ihn von dieser schönen Frau bewundern zu lassen?"

„Ich stehe mit Vergnügen zu Befehl", entgegnete der Fremde, indem er sein Kästchen auf das Kugelspiel stellte und eine Auswahl feiner venetianischer Kettchen, Ringe, Ohrgehänge und anderer weiblicher Schmucksachen aus Gold, Korallen und Edelgestein auf dem grünen Tuche ausbreitete.

„Oh, che sono belle!" rief Mundizia entzückt: „Es ist lange, daß ich nicht mehr so viel Schmuck beisammen sah! Mir ist, als stünde ich auf dem Platz von San-Marco und wanderte unter den Procurazien an den Goldschmiedläden vorüber!"

„Ich komme auch geraden Wegs aus der Lagunenstadt", sagte der Kaufmann, „und habe das Schönste und Neueste gekauft, was zu haben war."

„Eccellente, bellissimo!“ rief Mundizia wieder, indem sie ein Paar Ohrentröpfchen aus blaßrothen Korallen emporhob und mit leuchtenden Blicken betrachtete.

„Nennen Sie den Preis, mein Herr“, sagte Reindl rasch, warf, als der Kaufmann ihn kaum genannt, einige Goldstücke auf das grüne Tuch und wandte sich an Mundizia mit der Bitte, die Tropfen als ein geringes Zeichen seiner Verehrung zu behalten.

„So schön sie sind“, sagte er verbindlich, „werden sie doch ihren wahren Werth und Glanz erst erhalten, wenn sie von Ihnen getragen werden.“

„Come, Signore?“ rief Frau Mnndizia etwas verwirrt, während ihr das Verlangen aus den Augen leuchtete. „Wie käme ich dazu, Geschenke von Ihnen anzunehmen und von solchem Werthe?“

„O nehmen Sie immerhin, beschämen Sie mich nicht durch einen Refus“, drängte Reindl, und Mundizia schien bereits geneigt, seinem Drängen nicht länger zu widerstehen, plötzlich aber, wie umgewandelt, legte sie mit frostiger Miene und entschiedener Handbewegung den Schmuck zurück. „Perdonate, Signore, sagte sie, „ich kann Ihnen nicht zürnen, Sie kennen mich nicht, aber ich weiß, was ich mir selber schuldig bin.“

Verblüfft sah der enttäuschte Verehrer der rasch

Enteilenden nach. Als er gewahrte, daß Doctor Grünwald eingetreten war und die Wirthin mit zierlicher Verbeugung an ihm vorüberschritt, flog ein boshaftes Lächeln über sein Gesicht.

„Ah, jetzt begreife ich, der Hahn im Korbe hat mich verdrängt!“ murmelte er, indem er die Ohrringe in das Futteral legte und in die Tasche steckte.

Auch dem Fremden schien die Ankunft des neuen Gastes nicht gleichgültig zu sein.

„Ah, sieh da, Herr von Reindl!“ rief Grünwald mit schlecht verhehltem Spott. „Auch Sie hier? Ich wußte nicht, daß Sie zu den Morgengästen dieses Hauses gehören, das früher Ihres Beifalls sich nicht rühmen durfte!“

„Leider kann ich mich solchen Glückes auch jetzt noch nicht rühmen“, entgegnete Reindl in gleichem Tone. „Ich bin erst einigemal hier gewesen, das jeu de Louis quatorze lockte mich; ich hab' es in Paris täglich gespielt und wollte heute ebenfalls einen Partner dafür suchen, aber ich fand Niemand, der es verstand. Das geistreiche Spiel ist hier zu Land noch so gut wie unbekannt. Ich habe daher zum Zeitvertreibe die Waaren dieses Herrn betrachtet und einen kleinen Einkauf gemacht!“

„Ich bin dessen Zeuge gewesen“, entgegnete Grün-

wald, „und wünsche Ihnen Glück zu dem schönen Einkauf, der Sie jedenfalls nicht in Verlegenheit setzen wird!“

„In Verlegenheit? Wie meinen Sie das?“ fragte Reindl gereizt.

„Weil Sie sogleich wissen, wo Sie ihn unterbringen können“, erwiderte Grünwald. „Sie dürfen ihn nur in das zierlich geflochtene Körbchen legen, das Sie mit eingekauft haben.“

Reindl hatte eine nicht minder spitze Erwiderung auf der Zunge, aber er verschluckte sie, nahm seinen Hut und verließ mit flüchtigem Gruße das Zimmer. „Eh bien“, sagte er für sich hin, „es ist noch nicht aller Tage Abend, die Revanche soll nicht ausbleiben!“

Grünwald hatte im andern Zimmer seinen gewöhnlichen Platz eingenommen; er schien nachdenklich und gewahrte nicht einmal gleich, daß das Schenkmädchen die Suppe vor ihn hingestellt hatte. Als er aufblickte, sah er den Kaufmann sich gegenüber stehen.

„Ist Ihnen nichts von meinen Waaren gefällig, mein Herr?“ fragte derselbe und ließ sich durch Grünwald's Verneinung nicht abhalten, sein Kästchen auf dem Tische auszukramen.

„Mein Gott! Welche Zudringlichkeit!“ murmelte

dieser unwillig vor sich hin und wiederholte noch entschiedener seine Weigerung. „Sie bemühen sich umsonst, mein Herr“, sagte er. „Ich bin Junggeselle und Hagestolz und nicht in der Lage, von solchen Dingen Gebrauch zu machen.“

„Das thut nichts“, entgegnete der Händler hartnäckig. „Sie haben ohne Zweifel einflußreiche Verbindungen und können mich empfehlen. Betrachten Sie daher immerhin meine Waare! Kennen Sie mich denn wirklich nicht?“ setzte er leise hinzu, indem er ihm wie zu näherer Betrachtung eine Kette hinhielt.

Der Doctor war nahe daran, einen Ruf der Ueberraschung auszustoßen, faßte sich aber und langte nach der Kette.

„Wirklich ausgezeichnete Arbeit!“ sagte er, auf das Spiel eingehend. „Das ist unstreitig Venetianerarbeit, nicht wahr? Um des Himmels willen, Pilgram“, setzte er hastig hinzu, als die Kellnerin eben aus dem Zimmer gegangen war, „Sie sind's! Sie haben sich noch einmal hierher gewagt?“

„Wie konnte ich anders?“ entgegnete dieser. „Meine Papiere sind noch in Ihren Händen.“

„Allerdings“, flüsterte Grünwald. „Ein mir unbekanntes Mädchen hat sie gebracht; wie sie sagte, die Pflegetochter des Oberfalkners in der Au, der heimlich

Goldmacherei getrieben und aus Furcht vor Entdeckung sich geflüchtet haben soll. Wie kommen Sie doch zu der Bekanntschaft?"

„Von alledem später", erwiderte Pilgram. „Ich suchte Sie in Ihrem Hause auf und wurde hierher gewiesen. Erwarten Sie mich gegen Abend in Ihrem Garten und sorgen Sie, daß wir allein sind. Jetzt nur das Eine: was wissen Sie von dem Mädchen und seinem jetzigen Aufenthalt?"

„Nehmen Sie so großen Antheil an ihr?" fragte Grünwald verwundert. „Ich weiß nur, was ich so eben gesagt, ich habe seitdem nichts mehr von ihr gehört oder gesehen!"

„Ich beschwöre Sie", rief Pilgram dringend, „stehen Sie mir bei, auf ihre Spur zu kommen. Ich war bereits in der Au und habe im Falkenhof nachgefragt. Niemand will etwas von ihr wissen. Sie ist wie verschwunden! Helfen Sie, Freund, das Glück meines Lebens hängt davon ab!"

„Ich habe Sie nicht blos körperlich nicht wiedererkannt", sagte Grünwald, „auch geistig finde ich Sie sehr verändert! Damals so besonnen und gelassen und jetzt diese Hast, diese Unruhe —"

„Ich werde Ihnen Alles erklären, nur jetzt halten Sie mich nicht auf!" rief Pilgram wieder. „Ich muß

diesen Abend noch aus der Stadt, länger dürfte ich vor Entdeckung nicht sicher sein, ich habe also nur noch einige Stunden Zeit, um nachzuforschen. Jede Minute ist kostbar!"

„Ich kann Ihnen wirklich nicht im mindesten behülflich sein!" sagte der Doctor nachsinnend. „Ihre Papiere waren in einen Umschlag verhüllt, den ich nicht geöffnet habe. Doch halt", fuhr er sich besinnend fort, „wenn ich nicht irre, sagte sie, als sie mir das Päckchen übergab, sie würde die Stadt verlassen und es ist mir wie ein flüchtiges Erinnern, als habe sie den Geheimrath Kanzler Unertl genannt."

„Das ist genug!" rief Pilgram freudig. „Habe ich nur erst eine Spur, dann wird sie mir nicht entgehen. Wo finde ich den Mann?"

Der Doctor hatte die Frage kaum beantwortet, als ihn Pilgram unterbrach: „Man kommt! Lassen Sie uns wieder das Geschäft aufnehmen. Es ist wirklich nicht der Rede werth, was ich bei dem Handel gewinne", sagte er dann, indem er das Kettchen vor Gründwald hinlegte, „aber um denn doch ein Geschäft zu machen, sollen Sie sie haben!"

Das Mädchen, das die Speisen brachte, trat hinzu und blieb stehen, mit weiblicher Neugierde das Geschmeide betrachtend.

„Wohlan denn“, sagte der Doctor, „so will ich es nehmen, aber ich bin nicht gewohnt, so viel Geld bei mir zu tragen, der Herr wird mir borgen und den Kaufpreis bei mir abholen müssen.“

„Zu Ihrem Befehl, mein Herr“, sagte der Kaufmann artig und packte sein Kästchen zusammen, während der Doctor ihm die Wohnung bezeichnete und hinzufügte, daß er gegen Abend von seinen Krankenbesuchen heimkommen und ihn bei sich erwarten werde.

Pilgram ging, Grünwald achtete kaum auf seinen Gruß, sei es, weil er das Spiel fortsetzen wollte, sei es, weil in der Thür Frau Mundizia erschien und den geehrten Gast mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln begrüßte.

Tiefsinnig saß Kanzler Unertl im Lehnstuhle und blickte durch das Fenster über seinem Arbeitstisch in das kleine Stück freien Himmel hinaus, das ihm die Giebel und Dächer der Nachbarhäuser übrig ließen. War schon die Burggasse, in der er wohnte, eine der ruhigsten der Stadt, so hatte er auch hier noch eine nach rückwärts liegende Stube ausgewählt, um womöglich von der ganzen Welt nichts mehr zu hören. Seit dem verhängnißvollen Tage von Nymphenburg hatte er sich bei Hofe nicht mehr blicken lassen; es war keine Unwahrheit, wenn er sich als krank entschuldigte, denn

das Ereigniß jener Tage hatte ihn schwer getroffen und die lang gesparte Kraft in ihren Grundfesten erschüttert. Andererseits wurde er auch nicht gerufen, Niemand hatte Verlangen, ihn zu sehen, da er den Einen nur hindernd, den Andern wie ein verkörperter stiller Vorwurf erscheinen mußte. Er hatte in einem ruhig gehaltenen, ganz kurzen Schreiben gebeten, ihn in Gnaden eines Amtes zu entheben, dem er in seinem Alter nicht mehr gewachsen sei. Lange war ihm kein Bescheid zugekommen; erst am Tage, an welchem der Kurfürst die Hauptstadt verließ, um sich an die Spitze seines Heeres zu stellen und den Feldzug gegen Oesterreich zu beginnen, erhielt er in gnädigster Form die Abweisung seiner Bitte. Der Kurfürst könne ihn nicht entbehren, hieß es darin, gerade während seiner Abwesenheit sei es ihm eine Beruhigung, das Regiment in so treubewährten Händen zu wissen. Dessenungeachtet war Unertl bei seinem Entschluß geblieben, er hatte es als nutzlos aufgegeben, mit der Partei, deren Einfluß die Oberhand am Hofe bekommen hatte, den Streit fortzusetzen; weil es der Wille des Landesherrn war, wollte er bis zur Rückkehr desselben in treuer Ergebenheit seine Pflicht thun, dann aber fest auf seinem Gesuche beharren. Was ihn dazu bewog, war nicht der Starrsinn des Alters, das sich der bessern Ansicht blos

deshalb verschließt, weil sie Neues bringt, es war die vollste Ueberzeugung seiner redlichen Seele, daß die betretene Bahn sein geliebtes Baiernland wie dessen Herrn nur ins Unheil führe. Ueberdies konnte sich diese Rückkehr nicht lange verzögern, denn die Nachrichten vom Kriegsschauplatz lauteten mit jedem Tage günstiger.

„Gott gebe, daß es so ist und bleibt“, sagte er aufseufzend, als er eben einen solchen Bericht gelesen und beiseite gelegt hatte, „aber ich fürchte, der hinkende Bote kommt nach!“

Ein Diener, der seinem Herrn an Alter nicht viel nachgab, trat mit der Meldung ein, es stünden zwei Männer draußen, von denen jeder in dringenden Angelegenheiten den Herrn Kanzler zu sprechen verlange.

„Den einen kenne ich nicht“, erwiderte er auf die Frage, wer sie seien; „er sagt, er sei Kaufmann und Goldhändler aus Venedig, der andere ist der alte Wertheimber, den Excellenz selber kennen.“

„Der Jude, der Wechsler?“ fragte der Kanzler, „der ja auch mit Goldwaaren handelt? Also zwei Goldschmiede? Die laß nur alle zwei miteinander herein! Das ist ein Irrthum, meine Herren“, rief er dem zuerst eintretenden Pilgram zu, hinter welchem der

Wechsler, eine kleine gebückte Gestalt mit echt jüdisch geschnittenem, aber klugem Gesichte bescheiden hereinschlich und sich in eine Ecke stellte. „Der Herr meint ohne Zweifel, weil ich in hoher Stellung sei, könnte er Geschäfte mit mir machen? Dem ist aber nicht so. Ich bin ein einfacher Mann und mein Haushalt ist bürgerlich schlicht, kostbare Schmucksachen, wie Er sie vermuthlich führt, sind für mich ein Ueberfluß! Er aber, Wertheimber, hätte das wohl schon wissen und sich einen unnützen Gang ersparen können!"

„Gott's Wunder", entgegnete Wertheimber mit feinem Lächeln, „als wenn ein Jüd aus seiner Gass' könnt' nur gehen heraus, zu schachern und zu machen Massamatten! Bin ich doch nicht gekommen zu holen Geld, sondern will bringen, was ist Geldwerth."

„Auch ich denke nicht daran, Excellenz Juwelen oder Kleinodien anzubieten", sagte Pilgram, „ich komme vielmehr, mir Auskunft zu holen über ein Kleinod, das mir verloren ging!"

Verwundert schaute der Kanzler die beiden Besucher an und nahm dann die Schriften in Empfang, die Wertheimber ihm nickend entgegenhielt.

„Dann erlaube der Herr, daß ich zuerst den Juden abfertige", sagte Unertl zu Pilgram. „Kann mir übrigens vorstellen, was es sein wird! Sind vielleicht

wieder einmal die Zinsen von den Geldern vergessen worden, die Er vorgeschossen hat?"

Der Jude zog den Mund schief und warf einen listigen Seitenblick auf den Fremden. „Lesen Sie nur, Excellenz", sagte er. „Was werd' ich mahnen und sorgen um solche Kleinigkeit! Ist es mir doch gewesen allemal eine große Ehr', wenn Durchlaucht hat genommen von mir ein kleines Kapitälchen, wollt', es wären ein paar Millionen, wären in guten Händen! Ich denk' mir, was ist schuldig geblieben von Baiern der Kurfürst, das werden zahlen der Erzherzog von Oesterreich und der König von Böhmen und der Kaiser vom römischen Reich."

Der Kanzler hatte indeß die Blätter entfaltet; schon die ersten Zeilen hatten seine Aufmerksamkeit vollständig gefesselt, jedes folgende Wort machte sie sichtbar steigen.

„Wertheimber", rief er in unverkennbarer Erregung, „wie kommt dies Papier in Seine Hände? Wer hat das geschrieben?"

„Warum?" fragte Wertheimber unbefangen. „Ist die Handschrift nicht koscher? Als es doch ist die Handschrift von meinem Sohn, dem Jakob, der ist in Wien, daß er soll lernen die Handelschaft bei meinem Bruder, dem Aaron Wertheimber, der hat ein großes Geschäft

in Wien. Dort hat ihn gesehn ein großer Herr und hat ihm dictirt das Schreiben in die Feder, weil er hat wollen sehn, wie er könnt' schreiben dictando. Ist der große Herr doch gewesen zufrieden mit meinem Sohn Jakob und hat mir geschickt das Geschrift, das ich auch sollt' haben meine Freud', was ist geworden mein Jakob für ein gescheidter Mensch! Excellenz sind immer gewesen gnädig mit dem alten Wertheimber, und so habe ich gedacht, Sie werden sich auch freuen über meine Freud', und hab' Ihnen gezeigt das Geschrift."

„Wirklich?" entgegnete Unertl, indem er lächelnd die Gewandtheit bewunderte, mit welcher der Jude Empfang und Sendung des Blattes zu erzählen wußte, ohne daß der anwesende Dritte irgend eine Vermuthung darüber gewinnen konnte. „Er hat ganz Recht gehabt, Wertheimber", sagte er dann, „ich freue mich sehr über die Fortschritte Seines Sohnes, grüß' Er mir den Jakob und laß Er mir die Schrift noch auf einige Zeit."

„Gott's Wunder", sagte der Jud' mit vergnügtem Lachen, „können's Excellenz behalten ganz und gar!"

„So frag' Er morgen um diese Zeit wieder an", rief Unertl dem Wechsler nach, der sich mit demüthigem Bückling entfernte; dann trat er an den Tisch und legte die Blätter auf denselben und setzte bedächtig den

Schwerstein darauf. „Warum nicht einige Wochen früher?“ rief er halb unwillkürlich und wandte sich seinem zweiten Besuche zu. „Was ist nun des Herrn Begehr?“ sagte er. „Wenn ich Ihn recht verstanden habe, soll ich Ihm zu einem Kleinod verhelfen? Da ist Er bei mir nicht am rechten Ort. Wenn Ihm, wie ich vermuthe, von seiner Waare etwas abhanden gekommen, muß er zum Stadtrichter gehen.“

„Das Kleinod, das ich suche, ist nicht von solcher Art“, erwiderte Pilgram, „darum erlauben Excellenz, daß ich erzähle, wie das zusammenhängt.“

„Aber ich muß bitten, sich kurz zu fassen“, sagte der Kanzler mit einem Blick auf das von Wertheimber gebrachte Papier.

„Vor einem Monat hatten mich Geschäfte nach München geführt“, begann Pilgram, indem er sich dem Kanzler gegenüber in den angebotenen Stuhl niederließ. „Es war eine wichtige Rechtsangelegenheit mit einem mächtigen Gegner; durch scheinbar bereitwilliges Entgegenkommen verlockt, begab ich mich an den zu einer Unterredung bestimmten Ort, aber ich erkannte bald, daß man mir nur eine Falle gelegt hatte und darauf ausging, mich gefangen zu halten.“

„Wer ist der Herr?“ unterbrach ihn der Kanzler staunend.

„Erlauben Excellenz, daß ich das noch verschweige", fuhr Pilgram fort. „Ein alter treuer Diener machte es mir möglich, zu entkommen, aber unbekannt mit der Oertlichkeit, wie ich war, wäre ich meinen Feinden und Verfolgern sicher doch nicht entgangen, hätte nicht ein Mädchen sich meiner angenommen und mir einen Zufluchtsort gewährt, den sie nicht entdeckten und von welchem aus es mir gelang, bei Nacht glücklich und ungefährdet die Stadt zu verlassen. Das Mädchen kannte mich nicht, aber schon einige Tage zuvor war sie meine Retterin gewesen, als das entrüstete Volk mich mißhandeln wollte."

„Das sind ja merkwürdige Fata, die der Herr erlebt hat", sagte Unertl; „aber was soll ich mit alledem zu schaffen haben?"

„Das werden Excellenz sogleich erfahren", erwiderte Pigram. „Damals in der Eile der Flucht und von Gefahr umgeben konnte ich nicht dazu kommen, dem Mädchen meinen Dank so auszusprechen, wie sie es verdient und wie mir ums Herz war. Auf die Gefahr hin, erkannt zu werden und meinen Feinden in die Hände zu fallen, kam ich daher heut' wieder in die Stadt, um sie aufzusuchen und das Versäumte nachzuholen. Ich fand sie nicht mehr in ihrer Wohnung, Niemand wußte andern Bescheid, als daß sie

München verlassen habe, und nun bin ich hier, um zu erfahren, wo sie sich befindet, denn Excellenz sollen der Einzige sein, der ihren Aufenthalt kennt!“

„Ich?“ fragte Unertl staunend. „Wie sollte ich dazu kommen? Wer ist das Mädchen?“

„Ich weiß nicht mehr von ihr, als daß sie die Pflegetochter des Oberfalkners jenseits der Isar ist und Kordula heißt.“

„Wie, die Kordel, meiner Frau Taufpathin?“ rief der Kanzler aufspringend. „Da habe ich's also doch klug gemacht, daß ich sie von hier fortgeschickt habe. Und jetzt soll ich dem Herrn nur so heraus sagen, wo ich sie glücklich versteckt habe? Gebe sich der Herr keine Mühe, von mir erfährt er nichts! Ist Er am Ende der angebliche Falkner, der saubere Karl Fürst, der das Mädchen betrügen wollte und den kein Mensch auffinden konnte?“

„Der bin ich nicht“, entgegnete Pilgram, „meine Absichten auf das Mädchen sind besserer Art.“

„So?“ sagte Unertl, indem er ihn forschend betrachtete. „Aber Er weiß doch von der Geschichte, wie es scheint? Kennt Er den Mann? Kann Er ihn nennen?“

„Ich kenne ihn, aber nennen darf ich ihn nicht“, sagte Pilgram. „Ein Geheimniß, das mich der Zufall

kennen lernen ließ, ist mir so heilig, als wäre es mir anvertraut worden!“

„Er ist ein sonderbarer Mensch, aber Er hat etwas an sich, daß man meint, Er könne nicht lügen“, sagte Unertl. „Was für bessere Absichten hat Er mit der Kordel?“

„Ich will sie zu meiner Frau machen“, war Pilgram's offene Antwort. „Ich bin in Verhältnissen, daß ich ihr ein sorgenloses, angenehmes Leben bieten kann, ich will Alles mit ihr theilen aus Dankbarkeit und Liebe, habe ihr auch schon damals meinen Antrag gemacht.“

„So? Und was hat sie geantwortet?“ fragte Unertl gespannt.

„Sie schlug meinen Antrag aus“, entgegnete Pilgram ernst. „Die Ungleichheit des Glaubens schien ihr ein unübersteigliches Hinderniß.“

„Der Herr ist also lutherisch?“ rief Unertl, der den jungen Mann mit steigender Aufmerksamkeit betrachtete.

„Das war eine Entscheidung“, fuhr Pilgram fort, „im Drang des Augenblicks, im Scheiden gegeben. Ich kann mich dabei nicht beruhigen, ich will Kordel noch einmal sehen, will meinen Antrag wiederholen, und deshalb bitte ich, nennen Sie mir ihren Aufenthalt!“

„Und ich soll nicht einmal wissen, wer der Herr ist?“ fragte Unertl.

„Ich bitte, nicht in mich zu dringen“, entgegnete Pilgram, „ersparen Sie mir, das Begehren abschlagen zu müssen.“

„Er ist wirklich ein eigener Mensch!“ sagte Unertl und trat hart vor ihn hin. „Er ist von lauter Geheimnissen umgeben und verlangt, daß ich ihm das meinige so geradezu heraus sage, aber es ist etwas an Ihm, was mir gefällt, und Sein Gesicht mahnt mich auch, als ob ich schon einmal ein solches gesehen hätte. Ich will Ihm glauben, aber wo die Kordel ist, erfährt Er doch nicht, so weit geht mein Glauben nicht; ich setze kein Mißtrauen in Ihn, aber von da bis zum Vertrauen ist noch ein weiter Schritt!“

„So stellen Sie mich auf die Probe und lassen Sie mich Ihr Vertrauen verdienen“, rief Pilgram. „Fordern Sie einen Beweis. Geben Sie mir einen Auftrag und ich werde zeigen, daß That und Wort bei mir zusammenstimmen!“

„Auf die Probe soll ich Ihn stellen?“ sagte Unertl nachdenkend und blickte nach den von Wertheimber gebrachten Schriften hinüber. „Dazu könnte wirklich Rath werden. Will Er eine geheime Botschaft übernehmen? Ich brauche einen treuen und muthigen Mann,

der einen Brief ins Lager Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht nach Linz sogleich und sicher überbringt. Will Er das unternehmen?“

„Mit Freuden“, entgegnete Pilgram.

„Es ist aber nicht so leicht, als Er vielleicht denkt“, sagte Unertl. „Es hat Eile und der Weg ist weit, Er muß sehn, wie Er durch die Armeen hindurchkommt, Niemand darf wissen, wer Er ist und was Er bringt. Auch zum Kurfürsten zu kommen wird schwer halten, und doch muß Er ihm den Brief selbst in die Hand geben und ohne daß es Jemand sieht. Getraut Er sich das auszuführen?“

„Ich unternehme es“, sagte Pilgram fest; „ich bringe Seiner Durchlaucht die Botschaft, so wie Sie es wünschen, oder ich komme nicht wieder. Wenn ich aber wiederkomme —“

„Wenn Er wiederkommt“, unterbrach ihn Unertl freundlich, „dann will ich Ihn wirklich für das halten, für was man Ihn gern halten möchte, wenn man Ihn sieht, dann werde ich Ihm sagen, wo das Mädel ist.“

„Dank, herzlichen Dank schon im voraus“, rief Pilgram. „Wenn ich nur nicht zu spät komme; Ihren Reden nach muß ich fürchten, daß sie den Schleier nehmen will.“

Der Greis sah den Jüngling mit Wohlgefallen

an. „Das thut sie nicht ohne mich", sagte er, „die Klostergedanken werden ihr wohl vergehen, wie mir scheint; zur Vorsorge aber werde ich ihr schreiben und einen Wink geben von dem geheimnißvollen Besuche, der sich so dringend nach ihr erkundigt hat. Jetzt aber gehe der Herr, rüste Er sich zur Reise. Er muß sich heute noch auf den Weg machen! Wo logirt Er denn?"

„Ich hielt es für gerathen", entgegnete Pilgram, „nicht in der Stadt zu wohnen und habe meine Pferde im nächsten Dorfe vor dem Unserherrnthor eingestellt."

„Gut, dann gehe Er heute Schlag sieben Uhr, wenn der Einlaß gesperrt wird, durch das Thor, als wenn er spazieren gehen wollte. Ich werde es auch thun, werde mich aber anstellen, als wenn ich Ihn nicht kennte, Er macht's auch so, und draußen gebe ich Ihm den Brief."

Pilgram eilte hinweg, Unertl sah ihm theilnahmevoll nach. „Da scheint einmal die hübsche Schale nicht zu lügen und auch einen tüchtigen Kern zu bergen", sagte er; „ich glaube, ich habe da den rechten Boten gefunden und den rechten Jäger für mein versprengtes Reh! Mag er glücklich wiederkommen und etwas ausrichten; es ist noch eine Hoffnung, freilich eine schwache,

es ist schon zu weit gekommen, aber eine Hoffnung ist es doch! Sonderbar, ich hatte es doch bei mir selbst verschworen, mich je noch in Staatshändel zu mengen, aber ich kann es nicht übers Herz bringen, ich habe mein liebes Baiern gar zu gern!"

Der Abend brach in so seltener Schönheit an, daß er sogar auf dem Garten hinter dem alten Pilgramhause wie eine Glorie lag, obwohl in demselben zwischen den rings einschließenden Mauern und Giebeln nichts sichtbar war als ein Stück blauer sonnendurchleuchteter Himmel, in dem bereits ein Stern aufblitzte, wie ein Auge der Liebe, das auf die dunkelnden Schatten und den einsamen Mann niedersah, der sich Tisch und Stuhl aus der dämmerigen Sennhütte getragen und ein Buch vor sich liegen hatte, auf das er so vertieft niedersah, als habe er vor, es noch vor Einbruch der Dämmerung zu Ende zu bringen. Den Kopf in die Hände gestützt, saß Grünwald unbeweglich, aber seine Seele war nicht in den Augen. Seit geraumer Zeit schienen die sonst so streng geschulten Gedanken den Gehorsam verweigern zu wollen; sie flatterten von den ernsthaften Studien hinweg zu heiter tändelnden Gesprächen und malten zwischen die Zeilen und Buchstaben ein verführerisch lachendes Angesicht, das ihn fragend ansah, was es ihm denn zu Leide gethan, daß

er es wie einen Feind von sich zu scheuchen versuche. Nach einer Weile fuhr er erschrocken aus dem Sinnen auf — unweit von ihm war ein Apfel zu Boden gefallen. „Zu früh!“ sagte er, indem er hinzutrat und ihn aufhob. „Noch ist die Zeit der Reife für dich nicht gekommen, in der du zum Genuß dienen und Keim und Kern für neue Früchte und Bäume geben könntest Nun ist es vergebens, daß du einmal eine Blüte warst; nun haben Regen und Sonnenschein sich nutzlos um dich bemüht, nun ist es, als ob du nicht gewesen wärst! Was hat dich vom Zweige gelöst, ehe deine Stunde gekommen war? Du bist doch schön wie einer deiner Brüder; dieses zarte, duftige Roth läßt nicht ahnen, was du birgst. Wurmstichig!“ fuhr er fort, indem er den Apfel zerschnitt und ins Gebüsch warf. „Freilich, den geheimen Feind vermochtest du nicht zu beseitigen, du trugst ihn in dir!“ Sein Gedankengespräch war allmälig laut geworden.

„Was hör' ich?“ sagte Pilgram, der unbemerkt durch den Garten und die Büsche herangekommen war. „Sie philosophiren über einen wurmstichigen Apfel?“

„Warum nicht?“ entgegnete Grünwald, indem er ihm die Hand zum Gruße reichte. „Es lassen sich große Gedanken wohl an noch geringere Dinge knüpfen! Der halb entwickelte Apfel muß es dulden, daß ein Insekt

ihn anbohrt und ihm das Ei aufzwingt, aus welchem seiner Zeit der Wurm kriecht, den er zum eigenen Verderben nähren muß: auch der Mensch kann solch einen Insektenstich erleben, kann solch einen Wurm in sich tragen und kann fühlen, wie er sich ins Innere einwühlt — muß auch der Mensch deshalb vor der Zeit wurmstichig abfallen? Sollte er, der doch so viel höher steht, nicht die Macht haben, ihm den Kopf zu zerdrücken?"

„Sie sind verstimmt, mein Freund", sagte Pilgram, indem er sich neben Grünwald niederließ, „ich glaubte es schon heute im Kaffeehause zu bemerken, Sie sind nicht so frisch wie sonst. Ihre Rede war sonst wie ein kräftiger Luftzug, schneidend mitunter, aber frisch. Es scheint, Sie haben den sichern Lebensmuth verloren, während ich auf dem Wege bin, ihn zu erwerben."

„Das glückliche Vorrecht Ihrer Jahre", sagte Grünwald, ohne auf den ihn betreffenden Theil der Rede einzugehen. „Folgen Sie immerhin dem Zuge Ihres Herzens; lassen Sie blühen, was da blühen will und kann. Sie stehen mitten in Ihrer Blütenzeit. Sie holen nicht mehr ein, was Sie jetzt versäumen!"

„Ihre ausweichende Widerlegung bestätigt meine

Vermuthung", rief Pilgram. „Was hat Sie betroffen? Darf ich nicht erfahren —"

„Lassen Sie verhüllt", rief der Doctor lebhaft abwehrend, „was vielleicht am besten verhüllt bleibt oder doch zur Enthüllung noch nicht reif ist. Kümmern Sie sich nicht um meine wurmstichigen Aepfel, sagen Sie mir lieber, wie es Ihnen ergangen. Haben Sie Ihren Zweck erreicht? Fast möchte ich's glauben; Ihr Auge sieht freier als diesen Morgen."

„So ist es auch in der That", sagte Pilgram. „Sie haben mich den rechten Weg gewiesen; ich war bei dem Kanzler und habe mit ihm gesprochen."

„Und wissen jetzt, wo das Mädchen ist?"

„Das nicht, aber ich weiß jetzt, daß es ihr wohl ergeht, daß sie gut aufgehoben ist, daß ich sie wiedersehen werde und daß es in meiner Macht steht, dieses Wiedersehen herbeizuführen."

„Ich wünsche Glück", sagte Grünwald mit herzlich theilnehmenden Blicken, „aber lassen Sie uns vor allem zum eigentlichen Zweck Ihres Hierseins kommen und nehmen Sie die mir anvertrauten Papiere in Empfang. Hier sind sie, wie sie mir übergeben wurden", fuhr er fort, indem er aus der Tischlade ein schon bereit gehaltenes Bündel Papiere hervorzog, das mit einer Schnur umwunden war. „Sie sind wohl

verwahrt, wie Sie sehen. Die Schnur ist in jener Art verknüpft, die man Liebesknoten nennt."

„Der Umschlag ist nicht von mir", sagte Pilgram, indem er den Knoten löste und die Papiere rasch überblickte. „Es ist Alles genau in derselben Ordnung. wie ich es übergeben hatte, ich möchte darauf schwören, die Verwahrerin hat keinen Blick auf den Inhalt geworfen."

„Das ist allerdings viel für ein Mädchen", sagte Grünwald, „indeß schien sie mir, wie ich offen gestehen muß, obwohl sehr einfach und gewöhnlich gekleidet, überhaupt nicht von gewöhnlichem Schlage zu sein. Unsere Unterredung war aber so kurz, daß ich von ihrer Erscheinung nur ein höchst flüchtiges Bild bewahrt habe. Anfänglich beachtete ich sie kaum, ich hielt sie für eine hülfesuchende Kranke, wie sie täglich in meine Behausung kommen; als sie mir dann die Papiere übergab und Ihren Namen nannte, schenkte ich ihr freilich volle Aufmerksamkeit, aber kaum hatte sie mit wenigen halb verwirrten Worten, auf den Wangen die unnachahmliche Farbe der Unschuld, erzählt, wie sie zu dem Auftrage gekommen, als sie schon wieder entschwunden war, eintretende Krankenbesuche hatten sie verscheucht! Ich hatte nicht einmal Namen und Wohnung erfragt und weiß also von Allem, was da=

mals vorgefallen, nichts. Ich will mich auch jetzt nicht in Ihr Vertrauen drängen, das wissen Sie", setzte er hinzu, „aber ich verhehle nicht, mich verlangt zu wissen, wie das Mädchen in Ihren Lebensweg getreten, welche Bedeutung Ihnen dieses Zusammentreffen mit ihr hat, wie es Ihnen damals in Pilgersheim ergangen."

Pilgram, noch immer mit dem Päckchen beschäftigt und darin blätternd, nahm keinen Anstand, den Wunsch des Freundes zu erfüllen, und erzählte dem eifrig Lauschenden, indeß die durch den Klingelzug herbeigerufene, früher so gesprächige Haushälterin schweigend und mürrisch eine Flasche Wein mit Gläsern herbeibrachte. Schon war Pilgram bei der Erzählung des Abschieds angelangt, als sein Blick auf die innere Seite des Umschlags fiel, die er bisher nicht näher beachtet hatte, und er plötzlich erröthend inne hielt.

„Was ist Ihnen?" fragte Grünwald.

„Eine Kleinigkeit", bemerkte Pilgram; „ich gewahrte nur auf dem Umschlag einige Zeilen, einen Reimspruch, den ich früher nicht wahrgenommen hatte."

„Einen Reimspruch?" fragte Grünwald. „Sieh da, wie sinnig, das ist wohl ein Gruß Ihrer Retterin? Und wie lautet denn das Sprüchlein?"

Pilgram erröthete wieder und las:

„Und wenn man sich nimmer
Auf der Welt sehen soll,
Hats' Jemand gut mit Dir g'meint,
Thut das Drandenken wohl."

„Ein alter Reim, den ich schon auf Ostereiern gelesen habe, aber er ist gut und herzlich", sagte Grünwald, der Pilgram nicht aus den Augen gelassen; „aber nun können Sie den Schluß Ihrer Erzählung sparen, Ihr schönes Erröthen hat Sie verrathen, der Widerschein von außen zeigt, daß es drinnen brennt. Sie lieben das Mädchen."

„Ja, ich liebe sie", entgegnete Pilgram warm; „ich empfand das im ersten Augenblick, mit jedem folgenden war es mir klarer und die Ueberzeugung in mir fester geworden, daß das Glück des Lebens nur an der Seite dieses kindlich einfachen und doch so gemüthreichen Mädchens meiner wartet. Als ich von hier entfliehen mußte, eilte ich in meine Heimat nach Thüringen; mein Vater hatte dort von dem Rest seines Vermögens ein Landgut erworben, das er in glücklicher Zurückgezogenheit an der Seite meiner guten Mutter bewirthschaftete und das ich nun mit ihr bewohne. Es ist schön am Strande der Saale, mein Freund, es ist eine Heimat, die man so recht von Herzen lieben kann; das fühlte ich so recht, als ich sie wiedersah,

und doch fand ich mich nicht mehr so ganz heimisch, denn sie fehlte mir; erst wenn sie dort an meiner Seite wandeln und schalten wird, wie meine Mutter gethan, erst dann wird mein Wunsch nicht mehr hinausfliegen über die engen Grenzen meiner Besitzung"

„Beatus ille, qui procul negotiis", sagte Grünwald herzlich, indem er Pilgram's Hand faßte und drückte. „Freund, Sie haben das beste Theil erwählt! Mögen Sie Ihr Ideal erreichen und es Ihnen in der Umarmung nicht wie Ixion's Wolke zerrinnen! Vergessen Sie auch darüber nicht, auf Ihrer Hut zu sein. Sie haben viel gewagt, nochmals hierher zu kommen!"

„Ich kann deshalb auch nur kurze Zeit bleiben", entgegnete Pilgram; „ehe man meiner recht gewahr geworden, muß ich schon wieder verschwunden sein und will es auch. Uebrigens ist mir vor Entdeckung nicht bange, haben Sie doch selbst mich nicht erkannt!"

„Darauf möchte ich mich nicht zu sehr verlassen", rief Grünwald hastig, „Augen, die Haß und Eigennutz schärfen, dringen tiefer als die der Freundschaft!"

„Immerhin", rief Pilgram, „was wagt die Liebe nicht! Sie freilich wissen das nicht, Sie können es nicht wissen, wie unwiderstehlich die Liebe baut!"

„Was macht Sie dessen so gewiß?" fragte der Doctor bedächtig.

„Ich muß es mindestens glauben“, sagte Pilgram, „sonst wären Sie wohl nicht unvermählt geblieben.“

„Dieser Syllogismus ist zwar sehr hinfällig, aber Sie haben dennoch Recht, mein Freund“, sagte Grünwald ergriffen, indem er sein Glas erhob und den Freund mit ihm anzuklingen einlud. „Ich habe noch nie so sehr den tiefen Sinn des alten Sprichworts verstanden, daß jung gefreit niemals gereut. In meine Studien vertieft, hatte ich die Welt und daß ich in ihr allein war, vergessen. Ich war mir selbst genug, was Wunder, daß die Welt mich allein mir selbst überließ? Der Fluß folgt seinem Bette, unbekümmert um das Zweiglein, das außerhalb der Strömung ans Ufer getrieben ward und dort liegen blieb! Seien Sie glücklicher, mein Freund, Ihnen ist erspart, den Frühling im Herbste zu erleben! Wohl ist er auch da noch schön, aber es ist und bleibt immer betrübend, wenn der Kopf mit dem Herzen hadern muß. In meinen Knabenjahren, als ich noch in München auf der Schule war und in die Ferien nach Hause ging zu meinen Eltern in das einsame Wolfrathshausen, da erlebte ich es einmal, daß in der Vacanzzeit, im tiefen September, ein schöner, mächtiger Kirschbaum, der in unserm Garten stand und reichliche Frucht getragen hatte, von dem ungewöhnlichen Spätsommer gelockt, noch einmal

Blüten trieb und übervoll dastand, wie ein kolossaler Blumenstrauß. Ich freute mich kindisch auf die Früchte, denn von den ersten hatte ich nichts bekommen; es war auch wirklich eine kindische Freude, denn nach wenigen Tagen kam der October mit den kalten Reifnächten. Die weißen Blütenblätter hingen verbrannt und gebräunt an dem Baume und fielen häßlich ab. Darum noch einmal, seien Sie glücklicher! Sie sind in der Blütezeit, lassen Sie blühen, was blühen mag!"

Die Gläser klangen freudig an einander, in den hellen Klang aber mischte sich ein stärkerer von ganz anderer und unheimlicher Art, wie Aufstoßen von Gewehren, wie schwere gleichmäßige Schritte, die eilig näher kamen; ehe der Doctor nach der Ursache forschen konnte, war sie schon von selbst klar geworden. Zu beiden Seiten des Gartens aus jedem Gange trat ein vollkommen bewaffneter Soldat, in der Mitte erschien ein Gefreiter mit einigen andern, den Kammerrath Hufnagel geleitend, der den Hut auf dem Kopfe mit höhnischem Uebermuth auf Grünwald zuging.

„Im Namen Kurfürstlicher Durchlaucht! Der Herr Obermedicus ist bis auf Weiteres in seiner Behausung internirt", sagte er, „und wird mir folgen, ich werde Wachen an die Thüren stellen."

„Mit welchem Rechte dringen Sie so in meine

Behausung?“ rief Grünwald entrüstet. „Zu diesem Gewaltstreich hat Sie Durchlaucht gewiß nicht ermächtigt!“

„Das war auch nicht nöthig“, entgegnete der Kammerrath. „Da Seine Durchlaucht sich im Felde befinden, haben Ihre Durchlaucht die Frau Kurfürstin zu befehlen.“

„Ah, ich begreife“, sagte Grünwald, „das ist ein lange gesponnener Faden; man hat die Abwesenheit des Kurfürsten abgewartet, um eine Schlinge daraus zu machen. Aber Ihr sollt Euch getäuscht haben, Ihr Ränkespinner! Was wollen Sie von mir, was gibt man mir schuld?“

„Solches wird man immerhin früh genug und unliebsam genug erfahren“, sagte der Kammerrath. „Man ist heimlicher Umtriebe beschuldigt, geheimer staats- und religionsgefährlicher Verbindungen.“

„Sie spielen eine Rolle, Herr Kammerrath, deren Verächtlichkeit nur durch ihre Lächerlichkeit überboten wird“, sagte Grünwald. „Wer ist so thöricht, solche Beschuldigung gegen einen unbescholtenen Mann und erprobten Vaterlandsfreund zu erheben?“

„Man hoffe nicht, durch solchen Schein von Unbefangenheit zu täuschen“, sagte Hufnagel, „man ist sein eigener Ankläger geworden! Hier ist der Beweis,

das eigenhändig geschriebene Verzeichniß der Mitglieder der Verschwörung, oder will man seine Handschrift ableugnen? Jetzt bin ich hier als bestallter Comissarius, um die Wohnung und die Scripturen des Herrn zu visitiren und die weiteren Spuren und Fäden der Verschwörung zu verfolgen. Dann wird der Herr wohl bald die Vergeblichkeit seines Leugnens einsehen und seine Complicen nennen, die unter den hier aufgezeichneten falschen Namen gemeint sind, wer dieser Emanuel von Heldenmark ist, dieser Streithart von Purpurbach, dieser Adelbert von Kannstein?"

Grünwald lachte grimmig auf. „Das ist's also", rief er, „das ist das ganze Schreckniß, das Ihr zusammengestoppelt habt? Ich erinnere mich wohl, dies Blatt verloren zu haben und, wie ich vermuthe, an einem Orte, wo auch Sie zugegen waren. Nicht genug also, daß Sie zu diesem Geschäfte, das sonst nur einem Gerichtsbeamten zusteht, sich gedrängt, Sie haben auch selbst den Spion und Angeber gemacht. Doch der Gewalt muß ich mich fügen. Thun Sie daher, was Sie glauben verantworten zu können."

Die Soldaten traten näher, um Grünwald in die Mitte zu nehmen; Hufnagel wollte sich anschließen, als er Pilgram bemerkte.

„Was will man hier?" schrie er ihn an. „Wer ist man?"

Pilgram hatte Zeit genug gehabt, sich auf eine Antwort vorzubereiten, da er erwarten mußte, daß die Reihe, befragt zu werden, auch an ihn kommen werde; es schien ihm das Gerathenste, sich in keine langen Verhandlungen einzulassen, deshalb antwortete er, auf den rasch durschauten Charakter des Fragers bauend, mit einer langen, schnell gesprochenen Rede in italienischer Sprache.

„Was ist das für ein dummes Gewelsch?" entgegnete Hufnagel ärgerlich und heimlich wegen seiner Unwissenheit beschämt.

„Erlauben der Herr Commissarius, daß ich die Sache aufkläre", sagte Grünwald, auf Pilgram's Gedanken eingehend. „Dieser Herr ist ein italienischer Kaufmann, der mit Goldwaaren handelt; ich habe ihm heute etwas abgekauft und er ist nun gekommen, das Geld abzuholen."

Pilgram hatte sein Kästchen geöffnet und zeigte die Schmucksachen, indem er seine Papiere hervorzog, als wolle er sie überreichen, und eine noch raschere italienische Erörterung beizufügen begann.

„Laß mich der Herr aus mit seinem Geschreib", fuhr ihn Hufnagel an. „Mache Er, daß Er weiter kommt! Meint Er, ich habe Zeit, mich auch noch mit Ihm abzugeben? Gefreiter, führe Er

den Welschen an das Thor, die Wache soll ihn hinauslassen!"

Es war nicht möglich, dem Freunde noch ein Wort zu sagen oder einen Blick zuzuwerfen; mit kurzem Gruße, rasch dem Führer folgend, entfernte sich Pilgram.

Am Thore stand der Trabant Stuhlreiter mit einigen Genossen, denen er triumphirend erzählte, wie es ihm nun doch gelungen sei, dem übermüthigen Obermedicus, den er schon lange auf dem Strich gehabt, eins anzuhängen, daß er so geschwind nicht loskommen werde.

„Jetzt habe ich's ihm eingetränkt", rief er, „daß er mir den Ketzer, den ich schon am Bandel hatte, wieder abgejagt hat! Jetzt soll er schauen, wie er sich selbst durchreißt. Ihr müßt wissen, daß ich es gewesen bin, der hinter die ganze Verschwörung gekommen ist. Ich habe die alte Regerl, das Nußweib, angelernt, in die Gesellschaft hineinzugehen und zu schauen, ob sie nichts erwischen kann; richtig hat das alte Fegeisen die Liste gebracht, wo die Namen von allen den Verschwornen drauf geschrieben stehen. Ich aber bin diesmal pfiffiger gewesen und hab' das Ding nicht dem Stadtrichter gebracht, von dem man auch nicht recht weiß, zu wem er hält, und der es vielleicht wieder

vertuscht hätte, ich bin zu dem hochwürdigen Pater Rose, dem Beichtvater Seiner Durchlaucht, gegangen, der hat's am rechten Ort angebracht, ehe er mit Seiner Durchlaucht ins Feld gezogen ist. Jetzt ist das Donnerwetter unversehens von oben heruntergekommen. O ich bin nicht auf den Kopf gefallen, und wenn einer glaubt, daß er mich zum Narren halten kann, der ist schief gewickelt!"

„Der welsche Herr da passirt", sagte der Gefreite herankommend, „der Herr Commissarius hat's gesagt!"

„Nur zu", entgegnete Stuhlreiter, ohne dem Hinaustretenden auch nur einen Blick zuzuwenden. „Wir brauchen keine Welschen, was wir haben wollen, das haben wir schon."

Eben wollte er die Erzählung seines gelungenen Streichs von vorn beginnen, als durch die schon stark dämmerige Straße Wallner keuchend und fast athemlos herangelaufen kam.

„Gott sei Dank, daß ich Euch noch treffe!" rief er schon von weitem. „Es ist also nicht zu spät; der Vogel kann noch nicht ausgeflogen sein!"

„Nein, der Vogel ist gehörig eingehäuselt", lachte Stuhlreiter. „Der Herr Kammerrath läßt ihn nicht mehr aus, jetzt wird grad' die Wohnung durchgesucht."

„Ich rede ja nicht von dem Doctor", sagte Wall-

ner. „Was geht mich der Doctor an! Den Andern mein' ich, den Luthrischen, der uns dort ausgekommen ist in Pilgersheim."

„Was?" rief der Trabant und war nahe daran, vor Schrecken die Hellebarde fallen zu lassen. „Was soll's mit dem Luthrischen sein?"

„Was sonst", rief Wallner, „als daß er wieder in der Stadt ist, daß ich ihn heut selbst gesehen hab'. Den ganzen Tag hab' ich nach ihm gefragt und jetzt hab' ich's erst herausgebracht, daß er heut' in dem neuen Kaffeehaus war und sich mit dem Obermedicus zusamm'bestellt hat; er ist verkleidet da als welscher Kaufmann."

„Als welscher Kaufmann?" schrie Stuhlreiter wüthend und stieß die Hellebarde aufs Pflaster, daß es Funken gab. „O ich höllischer Dummkopf! Da möchte man sich doch jedes Härlein ausraufen vor Zorn. Jetzt ist er uns wieder ausgekommen — einen solchen Welschen hat der Herr Commissar grad' zum Thor hinausführen lassen."

Rathlos standen die Wächter beisammen; es war vergebens, den Gesuchten zu verfolgen, man hatte keine Spur, keine Richtung, kein Zeichen des Erkennens, überdies war es bereits dunkel geworden und auf den Frauenthürmen schlug eben der Glockenhammer die

siebente Stunde an. Mit dem letzten Schlage kam Pilgram an der einen Seite der Schwabingergasse gegen das Unserherrnthor heran, gleichzeitig nahte sich Unertl auf der andern Seite, daß sie am Thore zusammentrafen, das der Thorwart eben schließen wollte.

„Laß Er mich noch hinaus", sagte Unertl zu dem Mann, der die Mütze von dem Kopfe bis auf den Boden zog. „Der Abend ist schön, ich will noch ein wenig spazieren gehen. Laß Er mich nicht zu lange klopfen, wenn ich wiederkomme. — Guten Abend, mein Herr", fuhr er, Pilgram wie einen Fremden begrüßend, fort. „Sie wollen auch noch Luft schöpfen, wie es scheint? Recht so! Angenehme Unterhaltung!"

Beim Eintritt in den finstern Thorbogen hielt er nochmals an und rief: „Halt, Herr, Sie haben etwas verloren!" Damit reichte er ihm das verabredete Schreiben. Pilgram nahm es dankend, und ohne sich weiter nach einander umzusehen, ging jeder draußen seine Straße. Der Thorwart aber schob emsig den Riegel vor und hing bedächtig die schweren Schlösser daran.

In denselben Tagen waren große Dinge geschehen. Kurfürst Karl Albert hatte den Degen gezogen, hatte sein Heer in drei ansehnlichen Abtheilungen gesammelt und war damit gegen die Donau aufgebrochen; zu gleicher Zeit gingen französische Hülfscolonnen über

den Rhein und zogen in Eilmärschen dem Innstrome zu, stattliche Regimenter zu Fuß und zu Roß, alle neben den Lilien Frankreichs mit den weißblauen bairischen Heereszeichen geschmückt. Der fünfzehnte Ludwig hatte wirklich Wort gehalten und in einem prunkenden Erlaß den bairischen Kurfürsten zu seinem Generallieutnant ernannt. Nachdem Passau durch List überrumpelt worden und die Heere bei Schärding sich vereinigt hatten, drangen sie unaufgehalten in die Lande Oesterreichs ein. Nirgends erhob sich eine Hand zum Widerstande, in stummem Staunen sah das Landvolk die stattlichen Kriegerschaaren durch seine Dörfer und Fluren ziehen, Städte und Marktflecken, von allem Kriegsbedarf entblößt, hatten keine andere Wahl, als der Macht zu weichen und sich der Gewalt zu ergeben. Alle waren in stummem Ernste gewärtig, wen die Entscheidung der Waffen ihnen zum Herrn geben würde, ob den altgewohnten vom Hause Habsburg oder den neuen, aber nicht fremden aus dem stammverwandten Hause Baiern. Auch die Hauptstadt der oberösterreichischen Lande, das schöne Linz, nur mit geringer, unzureichender Besatzung versehen, hatte ohne Schwertstreich seine Thore dem neuen Gebieter geöffnet, der, feierlich einziehend, Besitz ergriff von dem eroberten Lande und den Ständen desselben befahl, am bestimm-

ten Tage in Linz zu erscheinen und ihm als Landesherrn in hergebrachter Weise zu huldigen. Beinahe alle folgten dem Ruf, denn Maria Theresia's Stern hatte sich geneigt, als ob er sich dem Untergange nahe, es schien unmöglich, daß es ihr gelingen sollte, dem gewaltigen Andringen der vielen gegen sie verbündeten Gegner zu widerstehen. Die Vertreter der Städte kamen heran; die Aebte der Stifte und Klöster, mit Ausnahme eines einzigen, der sich durch Krankheit entschuldigte, fehlten nicht, am zahlreichsten aber stieg der Adel von seinen Schlössern und Burgen herab, und als der neue Erzherzog von Oesterreich siegesstolz und leuchtenden Blickes hoch zu Roß nach der Stiftskirche ritt, hatte er die Freude, zur einen Seite den Oberstlandstallmeister Graf Hohenfels, zur andern den Oberstlandschildträger neben sich einherschreiten und den Bügel halten zu sehen; ihm voran ritt der Erblandmarschall Graf Wilhelm von Stahremberg, das bloße Reichsschwert in der Hand. Auch der Silberkämmerer Graf Kufstein, der Truchseß Thürheim und der Mundschenk Graf Clam hatten sich willig eingefunden, ihrer Hofämter zu warten.

Im alterthümlichen Saale der auf ziemlicher Anhöhe gelegenen alten Kaiserburg ward nach der Huldigung große Hoftafel gehalten; unter einem präch-

tigen, aus weiß und rothen Tüchern, den Farben Oberösterreichs, aufgebauten Baldachin war das Wappen Baierns aufgestellt, vor ihm auf hoher Estrade speiste der Kurfürst, von dem Oberstlandtruchseß und vierundzwanzig Kämmerern bedient, welche die Speisen auftrugen. An vier reichgeschmückten, fast unabsehbaren Tafeln saßen die Adligen, die Räthe und Bürgermeister der Städte und die Prälaten mit den französischen und bairischen Cavalieren und Offizieren zusammen in fröhlichen, vom Feuer der edlen einheimischen Weine rasch erwärmten Gesprächen, und als der Oberstlandhofmeister Freiherr von Weichs als Sprecher der Landschaft sich erhob, um die Gesundheit des neuen Landesherrn auszubringen, da brachen alle in so stürmischen Hochruf aus, daß er Trompetenfanfaren und Paukenwirbel und den Donner der Geschütze übertönte, die auf den Wällen gelöst wurden.

Es war das Zeichen für die Entfernung des Fürsten, der sich nach huldvollem Abschiedsgruß in seine Gemächer begab, um sich der schweren unbequemen Krönungstracht und des herzoglichen Mantels zu entledigen, den er bei der Huldigung getragen. Die Versammlung ließ sich durch seine Abwesenheit nicht stören, nur noch rascher strömte der Wein, noch lauter durchbrauste die frei gewordene Rede den Saal. Die

Ordnung der Sitze löste sich allmälig von selbst, und in bunter Mischung fanden die Offiziere sich mit den österreichischen Edelleuten und den Vertretern des Landes zusammen, um neue Bekanntschaften zu knüpfen, alte zu erneuern und in duftendem Vöslauer auf das Gedeihen des neuen Regiments anzustoßen. Man wollte zusammenbleiben bis zum Abend, an welchem eine Illumination der Stadt, auf dem Schlosse aber und in dessen prachtvollen Gärten ein Feuerwerk den festlichen Schluß des Tages bilden sollte.

Am Ende der einen Tafel saß der bairische General Minuzzi mit den französischen Anführern Chevalier von Ségur und Aubigné in fröhlich erregtem Gespräche zusammen.

„Stoßen Sie noch einmal an!" rief Minuzzi, als eben Ségur einen Trinkspruch auf die verbündeten Armeen ausgebracht. „Stoßen Sie an, daß uns das Glück auch ferner getreu bleiben möge! Auf Wiedersehen auf den erstürmten Wällen von Wien!"

„Es wäre unartig, diesen Toast nicht zu erwidern", entgegnete Ségur, „aber Sie kennen meine Ansicht, General, und erlauben mir wohl, zu sagen, daß ich ihn nicht für glücklich gewählt halte. Geben Sie doch den Gedanken auf! Setzen Sie Prag für Wien und ich stimme von ganzem Herzen ein!"

„Nicht doch, Herr Marschall“, erwiderte Minuzzi, „ich bleibe bei Wien und möchte auch Sie zu meiner Ansicht bekehren. Jetzt ist das Eisen heiß, jetzt muß es geschmiedet werden! In drei Tagen stehen wir vor Wien, keine Hand wird sich gegen uns erheben und die Stadt ohne gehörige Befestigung und Besatzung muß in der Bestürzung des ersten Angriffs fallen!“

„Sie erlauben mir, daran zu zweifeln“, entgegnete Ségur artig, „ich fürchte vielmehr, die erste Bestürzung würde in muthige Kampfgier umschlagen! Seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten hat die Stadt immerhin Zeit gehabt, sich zu bewaffnen und mit Proviant zu versehen. Der Herr Erzherzog wird seine neue Hauptstadt nicht zum Regimentsantritt mit einem Bombardement begrüßen wollen und so bleibt nichts übrig als eine langwierige Belagerung.“

„Das fürchte ich am wenigsten“, sagte Minuzzi. „Die Partei der bairisch Gesinnten ist in Wien sehr groß und wird es zu keinem ernstlichen Widerstand kommen lassen! Blicken Sie in diesem Saale umher, die ganze Landschaft hat ohne Widerspruch gehuldigt, so wird es auch in der Hauptstadt gehen!“

„Selbst wenn dies wäre“, entgegnete Ségur, „dünkt es mir strategisch nicht rathsam, die Armee so weit auszudehnen. Lassen Sie in Schlesien das Kriegs-

glück umschlagen, was doch immerhin möglich ist, dann hat Neipperg freie Hand, er umgeht uns und kann uns die Rückzugslinie gefährden."

Minuzzi lachte. „Entschuldigen Sie, aber diese Besorgniß macht mich lachen", rief er; „dem werden wir wohl vorzubeugen wissen."

„Ich sehe wohl, Sie sind unverbesserlich", sagte Ségur. „Lassen wir denn beim Weine diese Erörterungen ruhen, die in den Kriegsrath gehören. Nur das Eine möchte ich noch bemerken. Sie wissen, der Kurfürst von Sachsen hat sich ebenfalls große Hoffnungen gemacht, Böhmen davonzutragen, das jetzt an Kurbaiern kommt, er schielt noch immer danach. Wie, wenn ihm, während wir vor Wien liegen, ein Gelüsten käme, in Böhmen einzurücken und Prag für sich zu nehmen?"

„Das wird der Kurfürst von Sachsen nicht thun, er ist unser Alliirter, durch feierliche Verträge an uns gebunden", entgegnete Minuzzi.

„Das ist er allerdings", sagte Ségur achselzuckend und mit eigenthümlicher Betonung, „man hat indessen Beispiele —"

Ein mit einer Meldung eintretender Ordonnanzoffizier unterbrach ihn, er stand auf und trat mit Aubigné zur Seite.

Minuzzi sah ihm bedenklich nach.

„Jawohl hat man Beispiele, verwünschter glatter Franzose“, murrte er, „man hat Beispiele, daß man sich auf Verbündete nicht verlassen kann. Wir werden gut thun, glaub' ich, vor Dir auf der Hut zu sein.“

Der Marschall hatte die Ordonnanz bald abgefertigt, blieb aber bei Aubigné stehen, der ihn zurückhielt. „Mit Erlaubniß, Marschall“, sagte er, „ich muß bekennen, daß ich Sie nicht begreife. Sie können unmöglich der Meinung sein, die Sie so eben gegen Minuzzi ausgesprochen; nach meinem Dafürhalten ist es klar, daß man gerade auf Wien losgehen muß, mit dessen zweifellos raschem Fall der ganze Krieg beendigt ist.“

„Allerdings, das ist auch meine feste Ueberzeugung“, sagte Ségur gelassen.

„Wie, und so eben vertheidigten Sie das Gegentheil?“

„Ah, ich bewundere Ihre Naivetät, mein General“, lachte Ségur. „Die Sache hat zwei Seiten, eine militärische und eine politische, der Soldat muß denken wie Sie, ich denke wie der Politiker. Im Vertrauen, wir sind recht gern bereit, diesem Kurfürstlein, unseres gnädigsten Königs und Herrn wohlbestalltem Generallieutenant, zu einiger Vergrößerung und Erhöhung be-

hülflich zu sein, aber man darf ihn nicht zu mächtig oder gar selbstständig werden lassen! Mit dem eroberten Wien bedürfte er unser nicht mehr und könnte uns wohl gar über den Kopf wachsen. Seine Majestät Ludwig der Fünfzehnte würden übel damit zufrieden sein, wenn wir für das alte habsburgische Oesterreich, das wir vernichten, weil es uns genirt, ein neues bairisches aufrichten ließen."

Das Herankommen anderer Gäste unterbrach das Gespräch. Inzwischen war auch zu den Adligen ein Diener getreten und hatte den Freiherrn von Weichs beiseite gerufen und ihm unbemerkt ein Schreiben zugesteckt. Unbefangen trat dieser damit ans Fenster, warf einen flüchtigen Blick darauf und begab sich wieder an den Tisch zurück, aber trotz der einbrechenden Dämmerung war es den Tischgenossen nicht entgangen, daß der flüchtige Blick genügt hatte, ihn erbleichen zu machen.

„Was ist's?" fragte Kufstein leise, indem er sich mit Clam und Hohenfels neugierig hinzuneigte. „Das war eine Hiobspost, ich habe es wohl gesehen, wie Du erschrakst. Ist's etwas, das uns mit betrifft?"

„Es trifft uns alle", flüsterte Weichs. „Ein Schreiben aus Wien vom Kanzler Sinzendorf; er warnt die Stände, nicht zu huldigen, bei schwerer Strafe, bei Verlust und Einziehung aller Güter."

„Angenehme Lage das“, sagte Clam. „Uns droht man mit Confiscation der Güter, wenn wir huldigen, Graf Engel, Harrach, Lamberg, die von der Huldigung wegblieben, sind von den Baiern schon confiscirt! Was ist da zu thun?“

„Ich weiß keinen andern Ausweg“, sagte Weichs, „als daß wir trachten, zwischen beiden Traufen so trocken als möglich durchzukommen. Ich will in aller Namen an Sinzendorf schreiben —“

„Das geht nicht an“, sagte Clam, „die Post ist von den Baiern besetzt; es kann kein Brief hinaus, ohne daß er geöffnet wird. Mit einem Brief an Sinzendorf aber geschieht das ganz gewiß!“

„Dafür weiß ich Rath“, entgegnete Hohenfels. „Morgen in aller Frühe muß ich fort — gib mir das Schreiben, Weichs, ich reite über Stockerau, dort ist die Post noch frei.“

„Einverstanden“, sagte Clam, „aber was soll geschrieben werden?“

„Ich denke, das ist selbstverständlich“, entgegnete Weichs. „Wir schreiben, daß zwingende Umstände und scharfe Bedrohung uns bestimmt haben, zur Huldigung zu erscheinen, wir haben es aber wider Willen gethan und hoffen, recht bald wieder unter das milde Regiment von Oesterreich zu gelangen.“

Zustimmend nickten die Cavaliere und brachen ab, denn eben trat General Minuzzi mit gefülltem Glase zu ihnen. Wein und Freude waren dem alten Haudegen, der unter Prinz Eugen sich die ersten Kriegslorbeeren erworben, zu Kopfe gestiegen.

„Gut getroffen“, rief er ihnen laut und mit fröhlicher Stimme entgegen. „Hier sehe ich aufrichtige Freunde, Männer, die es ehrlich meinen! Nehmen Sie die Gläser, meine Herren, ich will auch einen Trinkspruch ausbringen!“

Sie folgten bereitwillig seiner Aufforderung und stimmten ein in den Ruf: „Hoch Karl Albert von Baiern! Gut und Blut für den Erzherzog von Oesterreich!“

Die Dunkelheit brach ein; allmälig erhoben sich die Gäste und gingen den Gärten zu, wo bereits die Vorbereitungen zum Feuerwerk im vollen Gange waren. Auch aus der Stadt herauf schimmerten schon einzelne Lichtergruppen und verkündeten den Beginn der festlichen Beleuchtung.

An der Rückseite der Burg war ein Theil des uralten Gebäudes schon durch Kaiser Leopold in einen wohnlichen Pavillon in neuerem Geschmack umgeändert worden; er hatte die Aussicht, die sich dort über das Donauthal und die grünen Vorberge bis hin an die Salzburger Alpen bot, besonders geliebt und manchen

Sommer in halb ländlicher Zurückgezogenheit hier zugebracht. Dieselben Gemächer hatte auch der neue Landesherr zu seiner Wohnung gewählt.

Aus einem geräumigen Vorsaal führte eine Terrasse mit breiter Freitreppe auf einen von alten Bäumen umfaßten, mit Standbildern und Springbrunnen geschmückten Rasenplatz; hier, vor den Fenstern des Kurfürsten und über die Bäume hin, sollte das Feuerschauspiel vor sich gehen.

Der Platz selbst war für die Gäste des Kurfürsten bestimmt, aber auch den Bürgern der Stadt war der Zutritt nicht verwehrt, und unter den Gruppen, die bereits hier und da sich im Halbdunkel zu bilden begannen, schritt Pilgram hin und her, ungeduldig nach dem Eingang spähend und entschlossen, sobald er den Kurfürsten erblicke, um jeden Preis in seine Nähe zu dringen.

Zur Seite des Gartensaals hinter den Bäumen zog sich ein ansehnliches, etwas niedriges Gebäude hin, die Wohnung des Schloßgouverneurs und Stadthauptmanns, mit den fürstlichen Gemächern durch den Vorsaal und einen langen Corridor verbunden, damit er jeden Augenblick zuw Dienste des Gebieters herbeizueilen vermochte. Der Saal war hell erleuchtet, aber leer; am Fuß der Terrasse standen bairische Soldaten

Wache, um den Andrang des Volkes und den Eintritt ungebetener Gäste abzuwehren.

Jetzt öffnete sich die zum Corridor führende Thür; ein Mann, von zwei Damen begleitet, trat ein, ein alter Diener, mit Gepäck beladen, folgte in bescheidener Entfernung. Die Damen waren in höfisch festlichem Schmuck; der Mann, in einen dunklen Mantel gehüllt, schien zur Reise bereit. Es war Fürst Porzia mit seiner Gattin und der Frau des Schloßobersten. Da Teresa in Oesterreich ansehnliche Güter besaß, hatte er nicht umhin gekonnt, bei der Huldigung für den Fürsten zu erscheinen, an dessen Hofe er lange geweilt und manche Auszeichnung erfahren hatte. Er hatte sich um so leichter dazu entschlossen, als die Oberstin eine Schwester von Teresa's Mutter war und sich des lang versprochenen und erwarteten Besuchs in hohem Grade erfreute.

Morawika war unverändert; es schien sogar, als habe die Fülle ihrer Reize sich noch vermehrt, sie glich einer seltenen fremdländischen Blume, die den Blütenkelch ihrer Schönheit in immer glühenderer Farbenpracht und immer würziger betäubendem Duft entfaltet.

War sie erst eine stolze Schönheit gewesen, aus deren Blick leichter Sinn und Lebenslust strahlte, so

lag es jetzt über ihr wie ein hingehauchter Schleier trauernder Sehnsucht — sie hatte ihre Seele gefunden! Dasselbe galt nicht von Porzia; er war so bleich wie früher, aber die Blässe war unheimlich, seine Blicke, sonst entschieden und rasch, waren scharf geworden, wie schneidende Dolche.

„Nicht weiter", sagte er, die Frauen zurückhaltend. „Peppo begleitet mich an den Wagen. Laß uns hier Abschied nehmen, Teresa, das heißt", setzte er mit eigenthümlicher Betonung hinzu, „wenn Du darauf beharrst, mir nicht folgen und hier bleiben zu wollen."

„Ich bitte Dich darum, laß mich bleiben, Marco", sagte sie schmeichelnd, „gönne mir die paar Tage Gesellschaft, die ich in dem öden Schlosse am Traunsee wieder lange genug werde entbehren müssen."

„Sieh da", sagte Porzia, „ich war eitel genug zu glauben, daß meine Gemahlin an dem Orte, wo ich mich befinde, andere Gesellschaft nicht vermissen würde."

„Das thue ich auch nicht", sagte sie zärtlich, indem sie sich leicht an ihn lehnte; „wenn ich wieder zurückgekehrt bin, wollen wir wieder ganz nur der Einsamkeit und uns selber leben, aber diese kurzen drei Tage wirst Du Deiner Teresa wohl gönnen."

„Auch ich bitte Sie, Fürst Porzia", sagte die

Oberstin, „mir Teresa auf diese kurze Zeit zu lassen! Sie sagen ja, daß Sie bald nach Italien auf Ihre Güter gehen wollen, vielleicht sehe ich sie dann Jahre lang nicht mehr. Ich möchte mich daher an ihr letzen und mich meiner schönen Nichte erfreuen; in drei Tagen bringe ich sie selbst zu Ihnen und bleibe hinwieder Ihr Gast, wenn Sie mich beherbergen wollen. Ich selbst bringe Ihnen Ihr Kleinod wieder!"

„Sie sind willkommen", sagte Porzia höflich und fuhr Teresa zugewendet fort: „So sei's denn, Teresa, ich will Dir keinen Wunsch versagen. Müßte ich nicht fürchten, des Besitzes eines solchen Schatzes unwürdig zu sein, wenn ich mich weigerte, ein Opfer für ihn zu bringen? Ich möchte Dich immer mehr, immer inniger an mich fesseln. Du liebst mich doch, Teresa?" setzte er mit heißem, leidenschaftlichem Flüstern hinzu.

„Ich liebe Dich, mein Marco", entgegnete sie, sich an ihn schmiegend. „Könntest Du daran zweifeln?"

„Ich zweifle nicht; thäte ich es, so würde ich nicht mehr fragen", sagte er plötzlich wieder erkaltend und machte sich rasch los. „Anima mia, addio! Gedenke mein! Auf Wiedersehen in drei Tagen!"

Er schritt in die Nacht hinaus und war bald unter der Menge und den Bäumen verschwunden. Auf der Schwelle stehend, schaute ihm Teresa nach, wäh=

rend ihre Begleiterin einige Stufen hinabstieg, Bekannte zu begrüßen, die sie dort gewahrte und mit denen sie bald in flüchtiges Gespräch verflochten war. Teresa schien die Zögerung willkommen, sie sah nachdenklich in das rauschende Treiben und den nächtlichen Himmel hinaus, doch wandte sie sich oftmals hastig und unruhig gegen den Saal zurück, wie um nicht überrascht zu werden, oder um nichts zu übersehen, was allenfalls in ihrem Rücken vorgehen mochte. Nach einer Weile schrak sie auf — die dem Corridor gegenüber zu den Gemächern des Kurfürsten führende Thür ging auf, er selbst erschien auf der Schwelle, den Diener, der ihm zu folgen beabsichtigte, mit raschem Winke verabschiedend.

Er trat gegen die Terrassenthür vor — wie plötzlich aufgescheucht, machte Teresa einen Schritt zurück und stand ihm gegenüber.

„Verzeihung, Durchlaucht", sagte sie in reizender Verwirrung, „ich konnte nicht ahnen, Ihnen hier zu begegnen."

„Sie hier, schöne Morawika?" rief Karl Albert freudig. „Ich sollte Sie eigentlich als Fürstin begrüßen, aber lassen Sie mich immerhin bei diesem Namen bleiben, unter dem Sie mir wenigstens in der Vergangenheit angehören, mit dem Sie meine Erinnerung nennt.

Sehen Sie mein Staunen, und wenn ich träume, wecken Sie mich wenigstens sanft! Welcher Glücksstern läßt mich Sie hier erblicken, im fernen Linz, im kriegerischen Gewühl?"

„Der Fürst, mein Gemahl", erwiderte sie, „durch mich in diesen Landen begütert, hat heute seinem neuen Gebieter den Eid der Treue geleistet. Konnte Morawika fehlen", setzte sie die Augen niederschlagend hinzu, „wo es gilt, Karl Albert zu huldigen?"

„Ich sah den Fürsten, als er zum Schwure aufgerufen wurde", sagte Karl Albert, „aber wie hätt' ich ahnen können, daß Sie mit ihm gekommen seien. Ich suche noch immer vergebens nach einer Erklärung, wie ich Ihnen eben hier begegne, hier vor meinen Gemächern."

„Die Wohnung des Obersten und Schloßhauptmanns stößt an diesen Saal", sagte sie erröthend, „seine Frau ist die Schwester meiner Mutter, sie ist unser Gast im Schloß an der Traun, ich bin hier der Ihrige."

„Ich betrachte Sie wieder und wieder und ringe mich nicht los", sagte Karl, indem er sie wie verloren betrachtete, „meine Blicke kehren immer wieder zu Ihnen zurück, wie Bienen zu einer Blume, die sie verließen, aber als die am süßesten duftende immer wieder aufsuchen."

„Ich glaube nicht an die Bienennatur dieser Blicke“, entgegnete Morawika mit einem Anflug von Laune, „es werden eher Schmetterlinge sein, die um die Blume gaukeln, flüchtig und blos um der Farbe willen.“

„Sie thun meinen Blicken Unrecht“, rief der Fürst, „und haben an meinem Gleichniß doch nichts verbessert; ob Biene, ob Schmetterling, beide kommen von der Blume nicht los. Sie ist schön, diese Blume, die schönste von allen — Morawika, Sie sind noch unendlich reizender geworden.“

„Durchlaucht spotten oder der Gram müßte eine verschönernde Kraft besitzen“, versetzte sie, und dem Beben ihrer Stimme war anzuhören, wie schwer es ihr wurde, die Leidenschaft zurückzuhalten, die in ihr glimmte.

„Worüber könnten Sie sich grämen, meine Theure? In glänzenden Verhältnissen, im Besitz eines zärtlich liebenden Gatten, was könnte —“

„Schonen Sie meiner, Durchlaucht“, unterbrach sie ihn hastig und mit unterdrücktem Weinen; „das wenigstens habe ich nicht verdient, daß Sie, gerade Sie mich an das Elend meines Lebens erinnern, an den Fluch, an einen Mann geschmiedet zu sein, den ich nicht lieben kann, nie lieben werde, nie, nie! Ich wurde für Sie geopfert, Karl“, fuhr sie sanfter fort,

„ich widerstrebte nicht, aber ich that es in der Hoffnung, daß Sie mich wenigstens achten, mein Opfer begreifen und mit Schmerz an mich denken würden, wenn nicht mit — Liebe! So hätte ich mich vielleicht in mein Schicksal gefunden, aber so ganz weggeworfen zu sein wie ein Nichts, sich so ganz vergessen zu wissen, o, das heißt noch Gift in die Wunde träufeln."

„Morawika", rief Karl, von ihrer Leidenschaft erregt, „wie können Sie denken, daß ich Sie vergaß, daß ich Sie je vergessen könnte! Wer vermöchte das, Morawika, der Sie einmal gesehen? Gedanken und Gefühle waren nur zu oft bei Ihnen, aber gehöre ich denn mir selbst? Erdrückt von der Last der Geschäfte, fortgerissen von den Ereignissen, die auf mich einstürmten —"

„O, daß es so wäre, daß ich es glauben dürfte!" rief Morawika. „Es wäre der Inbegriff der Seligkeit. O Carlo", setzte sie noch weicher hinzu, „wo sind sie hingeschwunden, die schönen Tage, von denen jede Stunde eine Ewigkeit von Glück im Schooße trug! Jene Abende in den duftenden Lindengängen von Nymphenburg, jene entzückende Mondnacht im Kahn! Ach, daß sie dahin sind, daß sie dahin sein müssen auf ewig!"

„Das sind sie nicht, süße, schöne, entzückende

Schwärmerin", sagte Karl warm — die Flamme, die ihm entgegenloderte, begann ihre zündenden Funken auch in sein Herz zu sprühen — „sie leben fort in der Erinnerung, im Andenken der innigsten Liebe!"

„Und müssen sie denn dahin sein, unwiderbringlich dahin?" sagte Morawika und legte ihre weiche warme Hand in die des Fürsten, der sie festhielt. „Wenn auch die Sonne untergehen mußte, darf kein Abendroth zurückbleiben und verkünden, wie schön der Tag war, dem sie geleuchtet? Es darf, Karl, ich fühle es! Ich fühle es, ich muß Sie noch einmal sprechen oder untergehen. Mißdeuten Sie es nicht, ich muß mein Herz vor Ihnen ausgießen, meine Augen ausweinen vor Ihnen, dann werde ich das Unerträgliche leichter ertragen. Ertragen?" rief sie auflodernd. „Nein, das werde ich nie, aber ich werde wenigstens die Kraft haben, zu dulden und duldend zu verbluten."

„Du träumst, Morawika", sagte Karl. „Wie wäre das möglich?"

Hastig, das Angesicht von dunkler Glut überflogen, neigte sie sich näher zu ihm. „Es ist möglich", flüsterte sie; „jener Corridor führt zu den Gemächern der Tante und zu den meinen. Ich will es ihr sagen, sie ist gütig, sie liebt mich, sie wird mir die Bitte nicht ab-

schlagen. Weh mir, ich verlange ja nichts, als Dir Lebewohl zu sagen, nichts, als von Dir, Du Grausamer, den Abschied zu nehmen, den Dein Kaltsinn mir verweigert hat."

„O Teresa", flüsterte Karl Albert entgegen, „daß ich Dir sagen könnte, wie Dein Schmerz mich ergreift, daß ich im Stande wäre —"

„Man kommt!" unterbrach sie ihn hastig. „Hab' Acht, Carlo", hauchte sie kaum hörbar. „Ein Licht ins Fenster ist das Zeichen, daß meine Tante einwilligt. Du kommst, mein Carlo?"

„Zaubrerin", entgegnete er hingerissen, „wie könnte Rinaldo zaudern, wenn Armida ruft!"

Sie eilte hinweg; die Oberstin, von der Treppe hereintretend, gewahrte noch eben ihr in der Thür verschwindendes Kleid und eilte ihr nach, ohne den Fürsten gewahr zu werden, der etwas zurückgetreten war. Als er nach einigen Augenblicken auf die Terrasse trat, wurden am Fuße der Treppe streitende Stimmen laut. Die Wachen wiesen einen Mann zurück, der durchaus zum Kurfürsten gelassen werden wollte, um ihm eine Botschaft aus München zu bringen.

„Laßt den Mann herein", sagte Karl Albert; „was aus München kommt, heiße ich immer willkom-

men. Was bringt Er mir?" fuhr er Pilgram zugewendet fort, der mit tiefer Verbeugung eintrat und dann knieend sein Schreiben übergab.

„Von Seiner Excellenz dem geheimen Rathskanzler von Unertl", sagte er, „mir insgeheim anvertraut, um es unmittelbar in Eurer Durchlaucht Hände zu übergeben!"

Der Kurfürst öffnete und las; schon nach den ersten Worten war zu erkennen, daß der Inhalt seine ganze Aufmerksamkeit fesselte, nachdenklich schritt er hin und her, blieb stehen, um noch einen Blick in das Blatt zu werfen und dann abermals die gewohnte Wanderung aufzunehmen.

Der Inhalt war auch wohl dazu angethan, zur Ueberlegung aufzufordern.

Um aller Einmischung vorzubeugen und für den Fall der Ablehnung dem Gegner keinen Beweis in die Hand zu geben, hatte Graf Sinzendorf dem jungen Wertheimber in Wien, den er als verläßig kennen gelernt, einen Ausgleichungsvorschlag zwischen Maria Theresia und Karl Albert in die Feder dictirt, um ihn durch dessen Vater unmittelbar an das Haupt der bairischen Patrioten, den alten Unertl, zu bringen. Der Vorschlag ging dahin, daß Karl Albert auf seine Bewerbung um die Kaiserkrone verzichten solle, dagegen

sei Maria Theresia bereit, einen Theil von Tirol mit Kufstein, den Pilsener Kreis von Böhmen und den Breisgau an ihn abzutreten. Es war eine starke Versuchung, die an den Fürsten herantrat. Wäre der Vorschlag gekommen, ehe die Verträge unterzeichnet, ehe die Heere ausmarschirt waren, oder noch ehe die Verbindung mit den französischen Alliirten stattgefunden hatte, vielleicht hätte er den kriegerischen Entschluß nicht gefaßt, vielleicht vorgezogen, gegen eine so friedliche Erwerbung von Land und Leuten auf den Glanz des Kaiserthums zu verzichten. Jetzt waren die Würfel gefallen, er war an die Genossen gebunden, denen er gelobt hatte, seine Sache nie von der ihrigen zu trennen und nie ohne sie Frieden zu machen; er wollte weder den Vorwurf der Schwäche noch den des Eigennutzes auf sich laden, entschlossen steckte er das Blatt ein und wendete sich dem Ueberbringer zu.

„Er kehrt nach München zurück?" fragte er und fuhr auf Pilgram's Bejahung fort: „Dann bringe Er dem geheimen Rathskanzler unsern besten Gruß. Sage Er ihm, wie sehr es Uns erfreue, ihn trotz seines Schmollens doch so treu und redlich auf Unser und Baierns Wohl bedacht zu wissen. Sage Er ihm aber auch, es sei zu spät, auf die Botschaft einzugehen, der Degen sei einmal gezogen und könne mit Ehren nicht

eher in die Scheide zurückkehren, als bis das Ziel erreicht sei, wegen dessen er gezogen worden!"

„Ich werde es treulich berichten, Durchlaucht", entgegnete Pilgram, „ich fürchte nur, ich werde mit dem Bescheid wenig Freude bringen, der alte Herr schien sich so viel von der Botschaft zu erwarten!"

„Kennt Er den Inhalt?" fragte Karl Albert.

„Nein", erwiderte Pilgram, „aber wie die Dinge stehen, kann ich ihn wohl errathen: Durchlaucht sollen Frieden machen mit Oesterreich."

„Er räth gut", sagte der Kurfürst, den jungen Mann mit Theilnahme betrachtend. „Ist Er ein Baier?"

Eines Pulses Dauer besann sich Pilgram, welche Antwort er geben solle, dann erwiderte er entschieden mit ja; er hielt es nicht für geeignet, die lange Erörterung zu bringen, die er außerdem bringen mußte. Auch glaubte er sich in gewisser Beziehung wohl berechtigt, sich einen Baier zu nennen. Sein Herz hatte an der Heimat gehangen, wenn er sie auch nur aus den Erzählungen seines Vaters kannte, und die Bande, die ihn dahin zogen und daran hielten, waren, sobald er wirklich ihren Boden betrat, nur noch fester und zahlreicher geworden.

„Und was würde Er mir rathen zu thun?“ fragte der Kurfürst.

„Ich würde es machen wie Durchlaucht und würde nicht nachgeben“, rief Pilgram rasch. „Durchlaucht haben gewiß Alles überlegt, ehe Sie den ersten Schritt thaten, Sie wissen gewiß, warum Sie ihn gethan, nun meine ich, müssen Sie auch ausführen, was Sie im Sinne hatten. Nun ist es Ihre Pflicht, nicht zu ruhen, bis Sie im Römer zu Frankfurt als Kaiser eingezogen sind!“

„Meine Pflicht?“ fragte der Kurfürst erstaunt. „Was will Er damit sagen?“

„Damit will ich sagen, daß ich Vertrauen zu Durchlaucht habe, und weil Sie mir doch gestatten, meine schlichte Meinung zu sagen, will ich auch Alles aussprechen, was ich auf dem Herzen habe. Ich bin es nicht allein, Durchlaucht, es sind gar viele Augen in deutschen Landen, die auf Sie gerichtet sind in hoffender Erwartung und freudiger Zuversicht! Stiege wieder ein Kaiser aus dem alten habsburger Hause auf den Thron — so denkt man — so würde derselbe wieder im alten Gleise fortregieren, das die Jesuiten vorgezeichnet haben. Es geht aber etwas durch die ganze Welt wie Morgenluft, wie der Athemzug eines Erwachenden! Ein frischer Wind weht vom Nor=

den her, und in allen Herzen rührt es sich, wie um die Zeit, wenn es Frühling werden will. Durchlaucht sind noch jung, Sie können das Wehen und Sausen der Lenzluft nicht überhören und verstehen, was es bedeutet. Man glaubt nicht, daß es Ihnen blos darum zu thun ist, einige Hufen Landes und ein paar Titel mehr zu haben, man traut Ihnen zu, daß Sie der Kaiser einer neuen Zeit werden wollen, der daher kommt wie der Frühling, den Knospen, Blüten und Halmen, die einmal Früchte tragen sollen, gedeihliches Wetter bringt und freies fröhliches Wachsthum und so die Schmach austilgt —"

„Schmach? Welche Schmach?" unterbrach ihn Karl Albert.

„Verzeihung, Durchlaucht", rief Pilgram, etwas betroffen, „der Eifer hat mich zu weit geführt. Ich habe vielleicht nicht das rechte Wort gebraucht, aber weil ich es doch einmal gesagt habe, nehme ich es nicht zurück! Daß Sie die Hand nach dem Höchsten ausstrecken, was Sie erreichen können, das ist Ihr Recht als Mann und Fürst; Niemand kann Sie darum tadeln, aber man denkt, daß Sie die Helfer nicht gebraucht hätten dazu, und eine Ehre ist es bei Gott nicht, daß Sie sich auf die Franzosen stützen, die von alters her der Störenfried und Erbfeind im Reich gewesen."

„Er ist sehr kühn", sagte Karl Albert, „aber seiner Offenheit wegen will ich es überhören und lieber fragen, was der Kaiser thun müßte, dieser Kaiser der neuen Zeit, wie Er sich ihn denkt?"

„Ich weiß, daß Durchlaucht meines geringen Rathes nicht bedürfen", entgegnete Pilgram bescheiden. „Ich stehe unten am Fuße des Berges, von welchem man die Länder und Völkerschaften überschauen kann wie eine ausgebreitete Karte, ich kann mir nur vorstellen, was zu sehen sein wird, wenn man droben steht, aber ich halte meine Gedanken nicht zurück und sage, bisher hat das Volk nichts zu thun gehabt, als zu gehorchen, man hat es nicht um Leid und Freud in seinem Menschenherzen gefragt, als wenn es nur erschaffen wäre, um regiert zu werden. Der neue Kaiser, Durchlaucht, auf den das Volk hofft, hat darum nur Eins zu thun: er soll den Menschen sein und werden lassen, was er ist und was er werden kann! Er soll die Köpfe denken, die Hände schaffen, die Herzen fühlen lassen, wie den Menschen anerschaffen ist von unserm Herrgott. Wenn er das thut, hat er die ganze Welt glücklich gemacht!"

„Ich verstehe Ihn", sagte Karl Albert bedächtig. „Er weiß nicht, wie gefährlich das ist, was Er sagt. Die Beschränkungen, die Er tadelt, sind weise und un-

entbehrliche Schranken, aufgebaut von tausendjähriger Erfahrung, Dämme, die dem wilden Gewässer wehren, das sonst Alles überschwemmen, Hoch und Niedrig umwälzen und in einem gleichen und unfruchtbaren Meere begraben würde! Es sind wilde Elemente in den Menschen und Völkern, nur gebändigt bringen sie Segen!"

„Das wäre traurig, Durchlaucht", rief Pilgram sich erwärmend, „aber zum Glück ist es nicht wahr, hier taugt der Standpunkt von oben herunter nichts. Wer Volk und Menschen kennen lernen will, muß unter ihnen leben, muß sie in der Nähe anschauen! Die Leute, Durchlaucht, die Ihnen das gesagt haben, kennen das Volk nicht oder haben ihre Ursachen, Durchlaucht davon fern zu halten, darum haben sie es Ihnen geschildert, wie es nicht ist. O Durchlaucht", fuhr er herzlich fort, da er gewahrte, daß Karl Albert mit steigender Aufmerksamkeit zuhörte, „glauben Sie diesen Verleumdern nicht, glauben Sie mir, den kein eigener Vortheil treibt, das Volk ist gut, es hat den Keim zu allem Edlen, Großen und Schönen in sich, wenn man ihm Vertrauen schenkt, wenn man es gewähren und sich entfalten läßt! Schenken Sie ihm dieses Vertrauen, Durchlaucht, und wenn Sie einen Beweis für meine Worte fordern, so blicken Sie um

sich! Welches sind die Stützen für den Thron der Fürsten? Der Adel ist es nicht — Sie sehen, er hat den Herrn so leicht gewechselt wie einen alten Rock gegen einen neuen, er will nur seine Vorrechte behalten! Die Prälaten sind es nicht, die halten nur so lange Stand, als Sie ihnen erlauben, die Bischofsmütze über Ihre Krone zu stülpen — das Volk allein, Durchlaucht, ist der Boden, der nicht wankt und weicht, weil es bleibt wie der Boden, auf dem es haust. Fragen Sie einmal die Einwohner dieses Landes; sie haben Sie schweigend empfangen, sie grollen Ihnen nicht und fügen sich, aber die treuen Herzen hängen am alten Herrn, der noch dazu nicht immer mit milder Hand über ihnen gewaltet. Stützen Sie sich darum aufs Volk, Durchlaucht, machen Sie den Bürger reich und den Bauer stark, und trotz Ritter und Pfaffen ist nie ein Fürst mächtiger gewesen und kein Andenken wird gesegneter sein als das Kaiser Karl's des Siebenten!"

Der Fürst hatte mit wachsendem Wohlgefallen zugehört; das jugendliche Wesen Pilgram's, das seinem eigenen Alter entsprach, zog ihn an und machte sich gegen das immer bedenkliche Alter geltend, von dem er sich sonst fast immer umgeben sah; aus seinen Worten wehte ihn ein verwandter Ton an, eine Erinne-

rung, als ob auch in seiner Seele einmal solche Gedanken und Gefühle gedämmert, die dann von geistlicher und fürstlicher Erziehung zurückgehalten und schief gezogen worden, wie der Gärtner einen Baum verschneidet, daß er seinen eigensüchtigen Zwecken diene und nicht den freien Stamm mit Zweigen und Laub entfalten könne, zu dem ihn die Kraft seines eigenen Wesens drängt.

„Er gefällt mir, junger Mann", sagte er, indem er ihn lächelnd betrachtete; „wie Er hat noch Niemand gesprochen; ich will Ihn öfter sehen und mich mit Ihm besprechen."

Auf der Terrasse vor der Thür wurde eine schwarze Gestalt sichtbar.

„Wer ist hier?" rief Karl Albert unwillig abbrechend.

„Der geringste von Eurer Durchlaucht Knechten", entgegnete Pater Rose näher tretend, „der unendlich bedauert, wenn er so unglücklich gewesen sein sollte, zu stören."

„Er stört nicht", entgegnete der Kurfürst, „aber was führt ihn hierher?"

„Was sonst", rief der Pater, „als Besorgniß um Eure Durchlaucht! An den Stufen vorübergehend, vernahm ich, daß ein Unbekannter unter bedenklichen Um-

ständen sich zu Eurer Durchlaucht gedrängt, daß Durchlaucht allein mit ihm seien. Mußte ich da nicht befürchten —"

„Ich danke für Seine Besorgniß, hochwürdiger Herr", entgegnete Karl Albert, „aber hier ist nichts zu befürchten!"

„Nein, in der That, hier ist nichts zu fürchten", sagte der Pater, der Pilgram erkannte und ihn nun mit dem vollen Ausdruck höhnischer Ueberlegenheit vom Scheitel bis zur Sohle maß. „Das heißt nämlich", setzte er zweideutig hinzu, „wenn dieser Herr hier der fragliche Unbekannte ist."

„Das ist er", sagte der Kurfürst befremdet. „Kennt Er ihn?"

„Ich bedaure, nicht nein sagen zu können", entgegnete der Pater. „Dieser Herr ist der Sohn des wegen Abfalls vom Glauben aus Baiern ausgewanderten oder richtiger exilirten Kaufmanns Pilgram von München. Vor einiger Zeit daselbst betroffen, wie er sich unerkannt in die Stadt geschlichen und bemüht hatte, die lutherische Ketzerei unterm Volke zu verbreiten, fand er Mittel und Wege, sich der wohlverdienten Verhaftung und Strafe durch die Flucht zu entziehen."

„Ist das wahr?" rief Karl Albert in aufloderndem Zorne. „Er hätte es gewagt, mich zu belügen,

hätte sich fälschlich einen Baier genannt? Aus meinen Augen!" fuhr er fort, als Pilgram nicht widersprach. „Ich war schon im Begriff, mir in ihm eine gleißende Natter an die Brust zu legen, ich danke dem Manne, der mich noch im rechten Augenblick gewarnt! Entferne Er sich! Um der Botschaft willen, die Er gebracht, geht Er ungehindert von hinnen, aber wage Er es nicht wieder meine Staaten zu betreten. Wer mit Lügen bei mir sich Zugang sucht, der ist aus meinem Gedächtniß gestrichen für immer!"

„Ich gehe, Durchlaucht", sagte Pilgram, indem er den zürnenden Blick des Fürsten mit Festigkeit aushielt, „ich gehe schweigend und verzichte auf Gehör und Vertheidigung, wo die Verurtheilung der Anklage auf dem Fuße folgt. Die Zeit wird kommen, in der Durchlaucht erkennen, auf wessen Lippen die Lüge war. Gott schütze Sie!"

Er ging rasch und stolz hinweg und verschwand in der Schaar der Höflinge und Offiziere, die über die Terrasse heraufkamen, um dem Fürsten zu melden, daß alle Vorbereitungen beendigt seien und der Beginn des Schauspiels nur von seinem Willen abhänge.

Karl Albert gab das Zeichen, indem er zugleich dem Pater mit halber Stimme zurief:

„Er wird mir morgen genauere Auskunft geben, welche Bewandtniß es mit dem jungen Manne hat. Ich wünsche um Seinetwillen, daß sich Alles verhält, wie Er gesagt.“

Draußen war es tief dunkle Nacht geworden; von der Terrasse aus lag das weite Thal vor den Blicken da, in finsteres Schwarz gehüllt, von dem die Donau wie ein breites Band aus mattem Silber sich abhob; die Berge ragten finster in den sternenlosen Himmel empor und nur nach Osten hin verrieth eine schwache Helle hinter denselben, daß der Mond sich bereits rüste, seine Nachtfahrt zu beginnen. Bald jedoch schien die Nacht noch vor der Zeit zum Tage werden zu wollen. Mächtige Feuergarben schossen in die Dunkelheit empor, von Raketen geschleudert stoben fliegende Sterne wie ein Farbenregen auseinander, Schwärmer sprühten, Räder prasselten, Feuerbrunnen zischten und rauschten in die Wette, wechselnd gossen weiße, grüne und rothe Lichter sich aus, mit magischer Helle die ganze Landschaft wie mit einem Zauberschleier umhüllend. Das Hauptschaustück war kriegerischer Art. Eine mächtige Feste baute sich strahlend und immer strahlender auf, bis sie von dem Kugelregen, der rings aus zahllosen Geschützen auf sie niederstürzte, in Flammen aufloderte und in Trümmer zusammenfiel, aus

denen wie auf den Wink eines Zauberstabes in Brillantfeuer und von einem herrlichen Säulentempel überwölbt sich die Kaiserkrone erhob. Lauter Beifall ertönte dem kunstvollen Schauspiele, das vorüberrauschte wie ein fallender Stern, und in majestätischem Ernste sah der dunkelblaue Nachthimmel mit seinen unvergänglichen Lichtern auf das verglühende Flammenmeer herab, das einen Augenblick versucht hatte, ihm die Herrschaft streitig zu machen. Draußen verlief sich das Volk; auf der Terrasse stand das höfische und kriegerische Gefolge um den Fürsten versammelt und des Winkes gewärtig, der die Entlassung und die weitern Befehle bringen sollte.

In den vorhergehenden Tagen war lang und viel berathen worden, wohin der Marsch des Heeres gerichtet werden solle. Die Stunden waren kostbar und schon der nächste Morgen mußte unfehlbar den Aufbruch, der Abend noch den Entschluß bringen, wohin derselbe gerichtet werden solle. Die Generale näherten sich dem Fürsten, denselben zu vernehmen und noch einmal die Gründe hervorzuheben, die sie für ihre widersprechenden Ansichten geltend machen wollten.

Karl Albert winkte ihnen zu schweigen. „Kein Wort mehr, meine Herren“, sagte er. „Ich habe Alles zur Genüge angehört und erwogen, der Entschluß ist mein!“

Er wollte zeigen, daß er sich durch keinen Einfluß bestimmen lasse und nach eigener Ueberzeugung entscheide. Dennoch hätte vielleicht der Eine oder Andere noch ein rathendes Wort zu sprechen versucht, als von der Terrasse her schwere sporenklirrende Schritte hörbar wurden und die Gelegenheit abschnitten. Wie er von dem Pferde gesprungen, mit Schweiß und Staub bedeckt erschien ein Reiteroffizier in der Uniform der preußischen schwarzen Husaren, den Kalpak mit dem weißen Todtenschädel auf dem Kopfe, an den er zu soldatischem Gruße die Hand legte, und trat in strammer Haltung den Kurfürsten entgegen, daß er er beinahe das Ansehen einer lebenden, vom Alter angedunkelten Erzbildsäule hatte.

„Wo kommt Er her, Rittmeister?" fragte der Kurfürst, indem er gnädig den Gruß erwiderte und den Umschlag des ihm überreichten Schreibens öffnete. Ein unscheinbares Blättchen kam daraus zum Vorschein.

„Aus der Festung Neisse, die gestern Abend capitulirt hat", erwiderte der Todtenhusar, während Gemurmel der Ueberraschung die Reihen der Krieger durchflog. „Seine Majestät der König Friedrich von Preußen haben den Brief beim Einzug noch im Sattel geschrieben, um keinen Augenblick zu verlieren. Ich habe

Befehl, sogleich wieder frisch zu satteln und die Antwort zurückzubringen."

Das Blättchen lautete: „Rom wird nur in Rom besiegt. Vorwärts nach Wien! Friedrich."

Der Kurfürst las halblaut, machte dann einen Gang durch den Saal und trat unter die offene Terrassenthür. „Er soll sogleich seinen Bescheid haben", sagte er zu dem Husaren und schaute in die Nacht hinaus. „Ich will nur sehen, ob die Sterne klar sind und gutes Wetter verkünden für den Marsch."

Die kurze gebieterische Schreibweise des Königs hatte ihn verletzt. „Noch sind wir nicht so weit, Befehle anzunehmen", sagte er zu sich selbst, „noch haben wir unsern freien eigenen Willen, wir wollen uns erst auch eine Königskrone aufs Haupt setzen und dann weiter reden."

Ein Stern schoß vom Himmel; drüben im Seitengebäude schimmerte aus einem der Fenster ein in die Brüstung gestelltes Licht.

„Gute Nacht, meine Herren", sagte der Kurfürst sich rasch umwendend, „ich bin müde und will zur Ruhe gehen! Treffen Sie alle Anstalten, daß Alles mit dem Frühesten bereit ist; Schlag vier Uhr lassen Sie Reveille blasen, die Losung heißt: Nach Prag!"

Zweites Kapitel.

Keimende Saat.

Weihnachten war vorüber. Die Wipfel des großen, bis an die Vereinigung von Rhein und Neckar sich ausdehnenden Parkes im Rücken des prächtigen Palastes der pfälzer Kurfürsten zu Mannheim waren dürr und laublos; eine dichte Schneedecke lagerte auf den Wegen des Gartens, wie auf Dächern und Gesimsen der Pavillons, Kioske und Tempel, zu denen sie führten. Dennoch und obwohl das Jahr sich schon seinem rauhen Ende zuneigte, war die Luft mild und verkündete das gesegnete Land, in dem, ähnlich den Thälern jenseits des Brenner, die edle Kastanie gedeiht und im Lenz die Mandel blüht. Noch war das von dem greisen Kurfürsten Philipp Karl erbaute Schloß unvollendet; nur das Hauptgebäude und der

linke Flügel zeugten bereits in allen Theilen wie von der Prachtliebe, so von dem feinen Geschmack des alten Herrn. Der linke Flügel, erst im Rohbau aufgeführt, harrte der Hand eines gleichgesinnten Nachfolgers, dem es vorbehalten blieb, das Ganze zum würdigen Abschluß zu bringen.

In den letzten Decembertagen war in den Räumen desselben von dem unfertigen Zustand des Gebäudes nichts zu bemerken. Die ungeheuren Räume und Säle waren in eine Zauberwelt umgewandelt, daß der Eintretende wohl glauben mochte, er sei von der Erde und aus der alltäglichen Menschenumgebung durch magische Kunst hinweggehoben und ins Reich der Wunder, Märchen und Fabeln versetzt.

In dem zum Festmahle bestimmten riesigen Saale des Hauptbaues war Alles vereint, was die Kunst im Dienste des Reichthums zu schaffen vermochte. Kronleuchter von Krystall und kostbarem Venetianerglas waren bestimmt, Tausende von Kerzen ihr Licht in dem glatten, prächtig eingelegten Boden, in der alabastergleichen, reich mit Gold gezierten Decke, in den mächtigen Spiegeln und den geschliffenen Wandpfeilern aus rothem Marmor unzählige Male zurückstrahlen zu machen. Die hohen Fenster waren verhüllt, um den Tag abzuwehren und eine künstliche Nacht herzustellen und zu-

gleich eine Art Bühne zu gewinnen, auf welcher die Musikkapelle ihren Platz einnehmen sollte. Mächtige Gardinen aus rothem Sammt, schwer mit Fransen, Quasten und Schnüren von Gold behangen, wölbten und schlangen sich überall an Wand und Decke dahin, ein wirksamer Gegensatz, durch die dunkle und doch leuchtende Farbe den ganzen Anblick zu verschönen, wie der Schatten ein lichtvolles Gemälde abschließt und verschönt. Der bereits vollendete linke Schloßflügel war in eine ungeheure Grotte umgestaltet, deren Zacken und wunderlich geformte Felsen von Muscheln, Korallen und Edelgestein flimmerten, während Springbrunnen angenehme Kühle verbreiteten und mit ihren Wasserperlen die Seegewächse und andere Pflanzen erfrischend übersprühten, die zur täuschenden Vollendung des Bildes sinnvoll im Gestein vertheilt waren. Die Grotte war zum Ballsaal bestimmt; die Najaden, Nixen und Elfen des Hofes sollten hier ihren verlockenden Reigen aufführen. Zur andern Seite des Hauptsaales hatte der unvollendete Rohbau des rechten Flügels günstige Gelegenheit geboten, einen Wintergarten herzustellen, der in Größe und Schönheit wohl zu den Wundern der Welt gezählt zu werden verdiente. Alle Gewächshäuser des Schlosses, sowie die Gärten von Heidelberg, von Düsseldorf und selbst den ferneren

Besitzungen zu Bergenopzoom hatten ihre Schätze an kostbaren und seltenen Gewächsen aller Zonen geleert, um hinter Palmen und Agaven, Sykomoren und Platanen, hinter Rosenbüschen und Blütenstauden die nackten Wände zu verbergen und den rauhen Boden in ein Gartenland umzuschaffen, wo die Blumen Indiens sich mit den heimischen zusammenfanden und duftend die unbekannt gebliebenen Geschwister begrüßten. Dazwischen sich hinschlängelnde Wege führten zu abgelegenen Bosquets und reizenden Lauben, die nach den lauten Freuden des Balls und der Tafel zu einsamem Gespräch und verschwiegener Ruhe einluden.

Es galt ein Fest zu feiern, wie sie selbst in Fürstenpalästen selten sind, darum sollte es auch in der außerdordentlichsten Weise begangen werden.

Kurfürst Philipp Karl war der letzte Sprosse aus dem Hause Pfalz-Neuburg; er hatte keinen Erben und auch seine einzige an den Sulzbacher Pfalzgrafen vermählte Tochter hatte nur drei Töchter geboren; nach seinem Tode fielen daher seine Lande an das verwandte Sulzbacher Haus und in Erwartung dessen hatte er seinen Vetter Karl Theodor von Sulzbach schon als Knaben an seinen Hof genommen und als Thronerben erziehen lassen. Jetzt wollte er den Jüngling, der das achtzehnte Jahr erreicht hatte, vor seinem

Hingange noch vermählt sehen und hatte diese Angelegenheit mit aller Hast eines Mannes betrieben, der die Last seiner Jahre fühlt und geneigt ist, jeden neuen Tag als ein nicht erwartetes Geschenk und jede Stunde so anzusehen, als wäre sie das letzte Körnchen, das aus der Sanduhr seines Lebens herniederrieselt. Die Braut, die er ihm erkoren, war Elisabeth Auguste, die älteste seiner drei Enkelinnen; die zweite, Maria Anna, sollte gleichzeitig mit ihr einem bairischen Seitenprinzen, Herzog Clemens, die dritte, Franziska Dorothea, mit Friedrich, dem jungen Pfalzgrafen von Zweibrücken, vermählt werden, und dieser dreifachen Hochzeit zu Ehren hatte Philipp Karl alle seine Schätze geöffnet und sich die Gäste entboten aus allen Landen des Reichs. Die Welt sollte mit bewunderndem Staunen erfahren, daß die nun bald vereinigten Lande von Pfalz und Sulzbach an Macht und Pracht hinter keinem der andern Fürstenhäuser zurückstanden, vielmehr nahe daran waren, die Hofhaltung von Versailles, das glänzende Vorbild aller damaligen Höfe, zu verdunkeln. Natürlich waren unter den geladenen Gästen die bairischen Vettern nicht vergessen, vor allen Kurfürst Karl Albert, der ja im vollen Zuge war, das gemeinsame Stammhaus Wittelsbach wieder zu den höchsten Ehren zu bringen. Hatte er doch, wie

er zu Linz den Herzogshut der österreichischen Lande aufs Haupt gesetzt, seinem Vorhaben getreu und in Verbindung mit einer durch Franken herangezogenen französischen Heeresabtheilung Prag im Sturm genommen und die Huldigung empfangen als König von Böhmen, indeß im nahen Frankfurt die deutschen Kurfürsten und deren Gesandte bereits versammelt waren, um zur Kaiserwahl zu schreiten. Der neuen höchsten Würde gewärtig und um im Falle seiner Erwählung der Wahlstadt näher zu sein, hatte Karl Albert die Einladung gern angenommen und sich mit seiner Familie und seinem ganzen Hofstaat auf die Reise begeben. Noch im Laufe des Tages wurde seine Ankunft erwartet. Die drei Bräutigame waren ihm bereits mit großem Gefolge entgegengefahren, um ihn an der Grenze zu begrüßen und im Namen des Kurfürsten willkommen zu heißen.

In den Räumen und Höfen des Schlosses war es daher ziemlich still; dafür waltete in den Gaden, in welchen Küche und Keller untergebracht waren, desto regeres und reicheres Leben. Die Lakaien und Kammerdiener, wohl hundert an der Zahl, liefen emsig hin und her und treppauf, treppab, um auf der Tafel die Gedecke und Geschirre zurecht zu stellen, sowie mit Flaschen, Schüsseln und Gläsern die Kredenztische

ordnend zu schmücken. In der Küche aber rannten die Köche untereinander, der Brat- und Spickmeister rief nach dem Kohlenmann, um die Glut für seine Braten zu schüren, die Hühnerrupfer waren über Hals und Kopf beschäftigt, ganze Ladungen von Geflügel aller Art seines Federschmucks zu berauben; der Schildkrötenverwahrer kam mit einem Korbe voll seiner trägen Zöglinge heran und die Fischer leerten aus ihren hölzernen Lägeln noch einen Nachtrag mächtiger Rheinsalme in den steinernen Brunnengrund, welchen die Heidelberger Wasserfüller mit dem von dort herbeigeführten Wasser voll laufen ließen. Drängen, Rufen Schelten von allen Seiten.

Desto einsamer und stiller war es in einem kleinen Stübchen, das gegen den Park hin in der Nähe der Räumlichkeit lag, wo sich die Gewand- und Leinenkammer befand.

Es war ein kleines alterthümliches Stübchen, nicht erst mit dem Schloßneubau entstanden, sondern ein Ueberrest der kleineren Schloßgebäude aus jener Zeit, als noch von der nahen Anhöhe die Friedrichsburg herniedergeschaut und die Kurfürsten die Residenz im nahen Heidelberg aufgeschlagen hatten. Wände und Decken, mit altersbraunem Eichenholz getäfelt, machten das Zimmer nicht unfreundlich, aber etwas düster, zumal das Licht durch die kleinen bleigefaßten Rund-

scheiben der Fenster nur spärlich Eingang fand. Jetzt war es vom Schneelicht etwas erhellt und ließ vollkommen die Züge der alten Frau erkennen, die in einer tiefen, zum Doppelsitz eingerichteten Mauernische mit Näharbeit beschäftigt saß. Auf Stühlen und Tischen lag, halb aufgerollt, feine Leinwand, die zu Bettstücken verarbeitet werden sollte; so groß die vorhandenen Vorräthe solcher Dinge waren, war man doch in Sorge, sie für die ganz ungewöhnliche Zahl der Gäste noch immer unzureichend zu finden. Die Frau war ganz schwarz gekleidet; unter einer alterthümlichen Haube von gleicher Farbe sah ein schmaler Scheitel silberweißer Haare und ein bleiches Antlitz mit ernsten und doch gütevollen Zügen hervor, deren faltenlose Reinheit zugleich die Schönheit ahnen ließ, die auf ihnen verblichen war. Man sah es den Augen an, daß sie viel Schmerzensthränen geweint und daß Wange und Locke vor Kummer sich gebleicht haben mochten, aber Schmerz und Kummer waren vorübergegangen, wie Gewitter und Regen, und auf dem Antlitze lag die Abendruhe einer Seele, die im stillen Ringen sich selbst und ihren Himmel gefunden hat.

Ihr gegenüber, mit gleicher Arbeit beschäftigt, saß Kordel.

Das kurfürstliche Schloß war die Zuflucht gewe-

sen, die Kanzler Unertl für sie ausgesucht, wo er sie von den Gefahren, die ihr in München drohten, weit genug entfernt und damit seiner Pflicht als Pathe uud Vormund vollkommen genügt zu haben glaubte.

In den ersten Tagen nach der Nymphenburger Begegnung war ihm die Angelegenheit über den großen Staatsereignissen wohl in den Hintergrund getreten, dann aber hatte er sie mit doppeltem Eifer aufgegriffen und machte sich Vorwürfe, daß er sich nicht schon früher eifriger des Mädchens augenommen und sie so lange bei dem Vatersbruder gelassen hatte, bei dem sie, wie sich dann ergeben, in so schlimmen Händen gewesen. Er hatte lange hin und her gesonnen, wo sie am besten fern von München untergebracht werden könne, hatte sich dann auch mit dem Krautmeister berathen und von ihm erfahren, wie vor vielen Jahren ein Bruder ihres Großvaters in die weite Welt gegangen und nach Mannheim verschlagen worden sei. Dort habe er Dienste am Hofe gefunden, sei zwar schon lange gestorben, solle aber eine unverheirathete Tochter zurückgelassen haben, die ebenfalls in Mannheim lebe und sich in guten Verhältnissen befinde. Dieser Ausweg schien dem besorgten Kanzler eine gute Aussicht zu bieten. Wenn diese Verwandte sich des Mädchens annehmen wollte, war nicht nur

die Möglichkeit vorhanden, diesem vielleicht eine Ausbildung geben zu lassen, deren sie ihm immer würdiger und fähiger erschien, auch der Gedanke lag nicht fern, daß ihr in dem nichtkatholischen Lande andere Gedanken kommen und die Klostergrillen in ihrem Kopfe zu zirpen aufhören würden. In seiner Stellung war es ihm nicht schwer geworden, über diese Verwandte Erkundigungen einzuziehen, die ihm sehr bald die willkommene Nachricht brachten, daß die Jungfer Judith Waldherr zwar schon hochbetagt, aber noch vollkommen rüstig des ihr übertragenen Amtes einer Leinwandmeisterin am kurpfälzischen Hofe walte und von Jung und Alt, von Hoch und Niedrig wegen ihrer Redlichkeit und Frömmigkeit geachtet sei. Als er ihr darauf selbst geschrieben, war schnell die Antwort gekommen, daß sie ihre Großnichte, von deren Leben sie nicht einmal gewußt, mit Freuden bei sich aufnehmen und daß sie, solange der Herr bei ihren siebzig Jahren ihr das Leben fristen werde, derselben eine Mutter sein und als solche für sie sorgen wolle. Bei den vielen Verhandlungen, die zwischen Kurbaiern und Kurpfalz wegen der gemeinsamen Reichsverweserschaft und wegen der bevorstehenden Ereignisse gepflogen werden mußten, war es nicht schwer geworden, dem Mädchen mit einem der Kuriere eine sichere und gute Reisegelegenheit zu verschaffen.

Kordel hatte sich ohne Widerrede zu der Uebersiedelung bereit erklärt; war sie doch ihr Leben lang bei Leuten gewesen, die sich wenig um sie bekümmerten und sie aufwachsen ließen wie den Baum im Walde. Der Gedanke, daß sie noch eine so nahe Verwandte besitze, die sich liebevoll ihrer anzunehmen versprach, öffnete ihr daher eine Aussicht auf ein Paradies von Liebe, das sie längst für verloren gegeben! Als sie angekommen, war sie schnell heimisch geworden; die Base hatte sie mit unverkennbarer Freude und vollster Liebe aufgenommen; wenige Monate reichten daher hin, der milden gütigen Greisin ihr ganzes Herz zu gewinnen. War es ihr doch schon beim ersten Anblick entgegengeflogen; wenn sie auch kein deutliches Bild ihres früh verlorenen Vaters in der Seele trug, war es ihr doch gewesen, als sie das ernste graue Auge zum ersten Mal auf sich gerichtet fühlte, als ob ein Blick aus Vatersaugen sie begrüße und segnend auf ihr ruhe. Auch auf Kordel's äußere Erscheinung war die Beruhigung ihres Gemüthes nicht ohne Einfluß geblieben. Das matt gewordene Auge begann wieder in erster Jugendfrische aufzuleuchten und auch auf den Wangen kehrten die lichten Rosen wieder, die einst dort heimisch gewesen.

Es konnte nicht fehlen, daß die Base, die bald

und ungesucht Kordel's volles Vertrauen gewann, Alles erfuhr, was sie in der Heimat erlebt und was sie daraus vertrieben; die feinfühlende Greisin hatte ihr die Erzählung nicht schwer gemacht, sie errieth, was der Mund zu sagen sich scheute, und sah bald Kordel's kindliches Gemüth offen und faltenlos vor sich liegen, wie ein Blumenbeet, über das der Spätreif dahingegangen, das aber die Kraft eines neuen, noch schöneren Blütenreichthums bewahrt hat.

„Du bist einer großen Gefahr entgangen", sagte sie, als Kordel eben wieder ein Stück ihrer Erzählung beendet hatte, „einer doppelten Gefahr: entweder, den Lockungen des sündigen Mannes folgend, dem Verderben oder, wenn Du Dich ihnen entrissen, der Verzweiflung zu verfallen, der ein verlorenes und betrogenes Gemüth so leicht zum Raube wird! Wie ich Dich jetzt kenne, meine Tochter, ist die Wurzel von Beidem in Dir, aber Du hast Dich gut gehalten und hast schon viel heiterer zu blicken gelernt, als da Du kamst! Ich bin zufrieden mit Dir; Du hast das Deine gethan mit Gebet und innerer Selbstarbeit, aber Du darfst darum nicht minder dem guten Geiste danken, der Dir zur Seite gestanden und Dir geholfen hat!"

Die einfache Bemerkung traf Kordel tiefer und stärker, als Judith ahnen konnte. Noch nie wie jetzt

war es ihr klar geworden, wie groß mitten im Unglück ihr Glück gewesen, wie in der bittersten Stunde der Enttäuschung ihr ein wahrer Freund zur Seite gestanden, von dem sie nur Edles wußte, den sie mit vollem Rechte einen guten Geist nennen und an den sie um so ungestörter denken durfte, als sie ja doch wußte und glauben mußte, ihm in diesem Leben nie wieder zu begegnen.

Ergriffen neigte sie sich der Alten entgegen, faßte, sie in der Arbeit unterbrechend, ihre Hand und sagte, indem sie ihr dankbar in die Augen sah, in herzlichem Tone: „Liebe Base, Ihr seid so gut —“

„Nun“, erwiderte diese verwundert, „warum redest Du nicht zu Ende? Nach dem Tone, in dem Du dies gesagt, klingt es, als hättest Du noch etwas zu sagen, was Dich nun gereut. Soll ich Dir helfen? Soll ich es für Dich sagen?“ fuhr sie fort, als Kordel leicht erröthend verstummte. „Du wolltest sagen, ich sei gut, obwohl ich nicht Deines Glaubens bin. Hab' ich es errathen? Thörichtes Kind“, sagte sie dann und legte ihr die welke Hand auf den jugendlichen Scheitel, „suchst Du des Menschen Güte in seinem Glauben? Jeder Glaube macht gut, wenn er drinnen im Menschen lebendig geworden ist! Ueberlaß es dem Herrn, das, was die Leute ihren Glauben heißen, gegen ein-

ander abzuwägen, er allein hat die rechte Wage dazu und das echte Gewicht; er wird uns alle wahrhaft wägen vor seinem Angesicht, denn er wird nicht blos den Glauben in die Schale legen, sondern auch den Willen! Wenn er das nicht thäte, wie würde es mit den Hunderttausenden sein, die gelebt haben, eh' ein Glauben verkündigt war? Wie mit den Armen, die gezwungen sind, diesen oder jenen Glauben zu bekennen?"

„Gezwungen?" fragte Kordel verwundert. „Kann denn das geschehen?"

„Gezwungen", wiederholte Judith ernst. „Wohl Dir, daß Du das nicht begreifst! Sie sagen, weß Glaubens der Fürst sei, den müßte auch das Volk annehmen, und haben es dazu gezwungen mit Feuer und Schwert! Die Pfalz hat in nicht ganz hundert Jahren viermal den Glauben wechseln müssen, weil der Fürst es haben wollte, der eben ans Regiment kam; wer sich nicht fügte, wurde eingekerkert, seiner Habe beraubt, aus dem Lande gejagt! Der eine wollte nur Lutheraner, der andere nur Calvinisten haben, weil er eben selbst Calvinist oder Lutheraner war. Jetzt, weil ein anderer Stamm an der Regierung ist und wir einen katholischen Herrn haben, soll Alles wieder katholisch gemacht werden. Freilich, so offen und mit Gewalt geht es nicht mehr, dafür treiben sie's heimlich

desto ärger, und wer sich nicht beugt, der wird verfolgt und gehudelt, bis er den Wanderstab in die Hand nimmt und nach Irland hinübergeht, wo er Landsleute zu Tausenden antrifft —"

„Aber, Base", rief Kordel beklommen und beinahe ängstlich, „da weiß man ja gar nicht mehr, an welchen Glauben man sich halten soll!"

„An dem Deinigen halte fest", entgegnete Judith, „an dem Glauben, in dem Du geboren und erzogen bist, der Dir von Kindheit auf lieb geworden in Leid und Freud; aber lasse jedem Andern den seinen, dünke Dich nicht besser und sieh ihn nicht über die Achsel an — wir glauben all an einen Gott!"

„Wir glauben all' an einen Gott!" wiederholte Kordel nachdenkend und faltete die Hände wie betend in dem Schooß.

„Das merke Dir", fuhr Judith fort, „und bilde Dir nicht ein, um Deines Glaubens willen etwas Besseres zu sein! Kannst Du dafür, daß Du zufällig in einem altkatholischen Lande geboren bist? Willst Du darum einen Vorzug haben? Mein Vater, der Bruder Deines Großvaters, war aus Baiern fort in die Welt gegangen; er kam zu den Holländern und Engländern, dort hat er die neue Lehre kennen gelernt und angenommen, so ist's geschehn, daß ich darin geboren

und aufgewachsen bin. Soll ich darum im Nachtheil sein gegen Dich? Willst Du mich um dessentwillen verurtheilen, wofür ich nicht kann? Der Herr war meine Zuversicht zu aller Zeit, nach meiner Weise — möge er's einem Jeden sein nach seiner Art. Wir glauben all' an einen Gott!"

Die letzten Worte hatte sie mit Erhebung und Andacht gesprochen; die Arbeit entsank ihrer Hand, hoch aufgerichtet saß sie da, unbeweglichen Hauptes, mit den Augen vor sich hinstarrend, als sähe sie Ueberirdisches vor ihnen vorüberziehen.

Kordel sprang eilig hinzu, strich ihr beruhigend über den Scheitel und befeuchtete ihr die Schläfe mit Wasser; sie war solche Anfälle gewohnt und wußte, daß die Base in denselben oft wunderbare Gesichte hatte und Kenntniß von Dingen bekam, die sie sonst nicht haben konnte. Nach einigen Augenblicken seufzte Judith wie aus schwerem Schlafe erwachend tief auf, sah einen Augenblick verwirrt um sich und lächelte dann Kordel zu, die sie liebevoll um sich bemüht sah.

„Aengstige Dich nicht, meine Gute", sagte sie, „Du weißt, daß mir oft die Besinnung schwindet, es geht immer wieder schnell vorüber. In letzterer Zeit freilich kommt es öfter und dauert länger, das wird wohl eine Mahnung sein, mich bereit zu halten für

die Stunde, in der die Besinnung auf immer schwindet."

„Nicht doch, Base", entgegnete Kordel, „mache Dir keine solchen Gedanken! Du bist gesund und rüstig, Du mußt und wirst noch lange leben und mich nicht schon wieder verstoßen, nachdem ich Dich kaum gefunden habe. Denke lieber an andere Dinge! Erzähle mir lieber etwas, was Du erlebt hast, etwas von dem Bruder meines Großvaters, Deinem Vater; ich weiß immer noch nicht recht, wie es ihm eigentlich ergangen ist, wie er hierher gekommen und was ihn aus Baiern fortgetrieben hat."

„Was ihn aus Baiern fortgetrieben hat?" entgegnete Judith. „Was sonst als die Jugend? Der Uebermuth und Drang der Jugend, dem es in einem Paradies nicht gefällt, weil es Grenzen hat, und der die Schranken überspringt, blos weil es Schranken sind. Es waren damals ruhige Zeiten im Baiernland. Ferdinand Maria, der Großvater des jetzigen Herrn, war neutral geblieben in dem Kriege, der zwischen Frankreich und Holland und dem Reiche entbrannt war. Da lief der junge Bursch davon unter die Soldaten, nahm bei den Holländern Dienst unter de Ruyter, aber das Glück war nicht mit ihm, im ersten Gefecht wurde er am Arme verwundet, daß er nicht mehr

dienen konnte, und gerieth zugleich in englische Gefangenschaft. Das schlug ihm indessen gut aus, denn in England hielt sich damals die Kurfürstin von der Pfalz, die Wittwe des verjagten Winterkönigs, mit ihren Kindern auf. Sie war eine Engländerin und die Schwester des Königs, dem die rebellischen Engländer den Kopf abgeschlagen hatten. In seiner Noth wandte er sich als Deutscher an die Deutschen und Prinz Karl Ludwig fand Gefallen an ihm, und als er lange nach dem Frieden in die Heimat und in sein Reich zurückkehrte, nahm er ihn mit und machte ihn zum Castellan droben auf der Friedrichsburg. Da droben hat er dann meine Mutter gefreit, hat sich seinen eigenen Herd eingerichtet, da droben bin ich ihm geboren worden. Ja, ja, mein Kind, ich denke lange", setzte sie, wieder vor sich hinstarrend, hinzu; „vier Herren sah ich schon auf dem Kurstuhl der Pfalz sitzen und hinabsteigen ins Grab und der fünfte —"

„Gott weiß, daß ich ihm recht langes Leben wünsche", rief Kordel heiter, „aber er ist schon in den Achtzigen, den fünften wirst Du auch noch überleben!"

„Nein", sagte Judith ernst, „das ist der letzte; ich weiß, daß es der letzte ist, er wird mir ins Grab sehen! Wenn ich sie mir alle in Gedanken zurückrufe", fuhr sie sinnend fort und wehrte Kordel ab, die noch

Einwendungen machen wollte, „was geht Alles an mir vorüber! Der finstere Johann Wilhelm, der strenge Philipp, der das Volk zu Tausenden aus dem Lande trieb, weil es nicht katholisch werden wollte, der kranke Kurfürst Karl und sein Vater, der gewaltige Karl Ludwig! Ich war noch ein fünfjähriges Kind, als er starb, aber ich habe ihn noch wohl im Gedächtniß, wie er zur Friedrichsburg heraufkam, um in die Eintrachtskirche zu gehen. Ich sehe ihn noch, wie er am Thore vor mir vorbeischritt, ein großer schöner Mann mit ernstem und doch so freundlichem Angesicht, und wie er mich freundlich grüßte, als wenn ich eine Prinzessin wäre, mir die Hand auf den Kopf legte, mir das Haar streichelte und dem Vater, der entblößten Hauptes ehrerbietig daneben stand, zurief: „Ein feines Kind, Waldherr, das wird Ihm Freude machen!“ Ach, es ist nicht dazu gekommen“, unterbrach sie sich, indem sie eine Thräne im Auge zerdrückte, „er hat zu früh fortgemußt, als daß das Kind Zeit gehabt hätte, ihm Freude zu machen.“

„Die Eintrachtskirche? Was ist das? Davon habe ich noch nie gehört“, sagte Kordel.

„Kann wohl sein“, erwiderte Judith. „Die Eintrachtskirche hat der Kurfürst Karl Ludwig droben auf der Friedrichsburg gebaut, weil ihm das Streiten

und Verketzern, wer den rechten Glauben habe, in tiefster Seele verhaßt war. Die Eintrachtskirche war der heiligen Concordia geweiht, ein runder Tempel mit einer gewölbten Kuppel, auf der drei große goldene Kreuze nebeneinander standen. Drinnen aber war ein einziger Altar, an dem mußten alle Religionsparteien ihren Gottesdienst halten; heute die Katholischen, morgen die Lutherischen und übermorgen die Calvinischen."

„Das hat der Herzog gethan? rief Kordel staunend.

„Das hat er gethan", bestätigte Judith, „und er war auch der Mann, der es verstand, seinen Willen durchzusetzen; sie haben sich auch gefügt, solange er lebte, und haben mit dem Gottesdienst nach der Reihe gewechselt; sie ducken immer, wenn sie eine Hand über sich spüren, die kräftig genug ist, sie nieder zu halten! Die Kirche war sein Liebling; darum hat er auch den Liebling seines Herzens, die schöne Raugräfin, in ihr begraben und ist schier jeden Tag hinaufgegangen, an ihrer Gruft zu beten.

„Die Raugräfin?" sagte Kordel begierig. „Von der habe ich gehört. Ist das nicht das schöne Fräulein von Degenfeld, seine Geliebte gewesen?"

„Nicht seine Geliebte", entgegnete Judith; „dazu

hätte das Edelfräulein Sophie von Degenfeld sich nicht hergegeben, sie war seine Gemahlin, die er sich selbst angetraut in eigener fürstlicher Machtvollkommenheit und als solche erklärt und gehalten hat vor aller Welt!"

„Das hört sich wie ein Märlein an", sagte Kordel kopfschüttelnd. „Wo ist denn die Eintrachtskirche jetzt?"

„In die Luft geflogen", rief Judith feierlich, „in die Luft gesprungen und zu Staub zermalmt sammt dem Friedrichsburger Schlosse und sammt dem Sarge der Raugräfin! Die Franzosen brachen bald darauf ins Land und verwüsteten die Pfalz und brannten und mordeten Rhein auf und Rhein ab. Ihr Melac, der Mordbrenner-General, der das Heidelberger Schloß in die Luft gesprengt, wollte auch an der kleinen Feste sein Müthchen kühlen. Vielleicht hätte er sie auch stehen lassen, aber es hieß, die Priester hätten sich hinter ihn gesteckt; sonst zwieträchtig bis zum Tode, sollen sie darin einig gewesen sein, daß der Eintrachtstempel mit den drei Kreuzen von der Erde verschwinden müsse, darum sei die Feste gesprengt worden. Sie war der Vorwand, aber der Kirche galt es. Als die Minen gelegt, in den Mauern überall Löcher gebohrt und mit Pulver gefüllt waren, schickte mich mein Vater hinunter in die Stadt; er werde gleich nachkommen, sagte er. Freilich lag damals

hier unten noch keine eigentliche Stadt, es stand nur ein kleines Jagdschloß mit einigen Bauernhütten darum. Ich verstand nicht, was vorging, ich war ja noch ein unerfahrenes Mädchen von kaum vierzehn Jahren und war schon oft zu einer Verwandten geschickt worden, die unten im Dorf wohnte. Ich ging also ohne Arg'; wie ich aber eine Weile gegangen war, kamen die Franzosen eiligst den Berg herabgelaufen, sie hatten die Schwefelfäden angezündet und rannten nun davon, um sich zu retten. Ich erblickte meinen Vater nicht unter ihnen, angstvoll und weinend wandte ich mich um, sah auf das Schloß zurück und wollte wieder bergan laufen, da fingen die Mauern des Schlosses zu zittern und zu wanken an, im nächsten Augenblicke schlug eine wilde Feuergarbe hoch in den Himmel hinein, der Boden wankte unter mir und ein gewaltiger Donnerschlag schleuderte mich zu Boden, daß ich besinnungslos am Wege liegen blieb."

Sie hielt erschüttert inne, ergriffen schmiegte sich Kordel an sie.

„Als ich wieder zu mir kam", fuhr sie dann fort, „war auf dem Berge nichts mehr zu sehen als rauchende Trümmer. Mein Vater aber kam nicht mehr zum Vorschein; ob er sich verspätet, ob er in der Feste, die ihm lieb geworden, sich absichtlich verweilte, ich habe es nie erfahren."

Schüchternes Pochen an der Thür unterbrach die Erzählerin; auf ihren Wink ging Kordel, den Riegel zurückzuziehen; ein ältlicher Mann im Jesuitentalar trat ein. Es war Pater Seedorf, der Beichtvater des jetzigen alten und Erzieher des jungen künftigen Kurfürsten.

„Gelobt sei Jesus Christus", sagte er freundlich, indem er zugleich einen kaum merklichen Späherblick durch das ganze Zimmer laufen ließ.

„Was führt den Herrn zu mir?" sagte Judith, sich schnell erhebend, in kaltem, beinahe feindseligem Tone.

„Nur Liebes und Gutes, meine ehrenwerthe Jungfer", entgegnete der Pater; „ich ging eben durch das Portal und hörte, daß dringend nach der Jungfer Leinwandmeisterin verlangt werde, und da ich eben vorhatte, im Parke ein wenig frische Luft zu schöpfen, unternahm ich es mit Vergnügen, der ehrenwerthen Jungfer die Nachricht zu bringen."

„Der Herr ist ja außerordentlich freundlich", sagte Judith wie zuvor; „ich weiß nicht, wie ich zu der sonderbaren Ehre komme. — Mache Du das fertig und dann komme nach", fuhr sie gegen das Mädchen gewendet fort, indem sie ihm die Arbeit hinüberschob und dann ein Tuch über den Kopf warf. Ohne den

Pater eines Grußes zu würdigen, verließ sie das Zimmer.

„Eine vortreffliche Person, unsere Jungfer Judith", sagte der Pater, „nur scheint sie etwas finstern und unverträglichen Gemüthes zu sein, die Jungfer wird viel mit ihr auszustehen haben."

„Nicht das Geringste, hochwürdiger Herr", entgegnete Kordel eifrig fortarbeitend, „die Base ist immer heiter und die gute Stunde selbst!"

„Möglich, daß sie Ihr so vorkommt, werthe Jungfer", sagte der Jesuit. „Die Jungfer ist erst seit einigen Monaten hier, ich kenne die Jungfer Judith seit längerer Zeit und weiß, manchmal ist sie gar sehr störrigen Wesens und befangen vom Geiste des Widerspruchs! Ich weiß leider auch, warum das so ist: ihr fehlt die innere Eintracht des Gemüths, die Seelenruhe, die nur der wahre Glaube gibt! Aber man soll Niemand verloren geben — auch in dieses verstockte Gemüth wird noch einmal der Strahl der Gnade und himmlischen Erleuchtung dringen! Es ist ein wahres Glück", fuhr er fort, als Kordel seine Rede nicht zu begreifen schien und ihn schweigend ansah, „daß die Jungfer hierher gekommen."

„Wie meint das der hochwürdige Herr?" fragte

Kordel verwundert, indem sie die beendigte Arbeit beiseite legte und sich erhob.

„Die Jungfer ist aus einem Lande", sagte Seedorf, „in welchem noch der alte, heilige, der alleinseligmachende Glaube gilt und allein gilt, wohin das Pestgift der Ketzerei noch nicht einzudringen vermochte. Ich habe die Jungfer im Stillen beobachtet und mit Freuden gesehen, daß sie eine gute Katholikin ist und eine fleißige Kirchgängerin. Ich glaube, die Jungfer wäre ganz geeignet, ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn zu werden."

„Ich verstehe Hochwürden wahrhaftig nicht", sagte Kordel, „ich weiß nicht, was Sie meinen."

„Ich meine, es wäre ein Gott wohlgefälliges Werk, die treffliche Jungfer Judith, die so nahe an der Pforte der Ewigkeit steht, noch vor ihrem Hingang mit jener Bürgschaft zu versehen, die ihr allein die ewige Seligkeit zu sichern vermag. Die Jungfer ist mit ihr nahe verwandt, hat sie lieb gewonnen, die Jungfer könnte vielleicht ihr Gemüth zubereiten, wie einen Acker, der umgepflügt werden muß, auf daß der Same ausgestreut werden könne, um himmlische Früchte zu bringen."

Vor kurzer Zeit hätte Kordel den Antrag vielleicht nicht von der Hand gewiesen und in demselben wirk-

lich etwas Gott Gefälliges zu finden geglaubt, jetzt erschrak sie vor dem Gedanken, den Gemüthsfrieden der frommen Greisin bedroht zu wissen; sie suchte einen Ausweg.

„Das thät' sich wohl für mich nicht schicken, hochwürdiger Herr", sagte sie sanft, aber fest. „Wie sollt ich junges, unerfahrenes Geschöpf meiner alten Base einreden wollen, wie sollt' ich —"

Das Oeffnen der Thür überhob sie weiterer, bestimmter Antwort. Eine stämmige Mannheimerin steckte den Kopf durch die Spalte und rief:

„Die Jungfer soll alsgleich komme'! Die Jungfer Leinwandmeesterin hot gesächt, se braucht se!"

Rasch folgte Kordel dem willkommenen Rufe und nöthigte dadurch den Pater, ebenfalls die Stube zu verlassen, die sie abzuschließen sich anschickte.

„Das muß ich mir erst überlegen, Hochwürden", rief sie, mit der Magd hinwegeilend, der Pater aber sah ihr entrüstet nach. „Also auch schon angesteckt", murmelte er, „wir wollen's uns merken!"

Wenige Augenblicke später stand Kordel in den Gemächern des Schlosses, welche, seit dem Tode der Kurfürstin unbewohnt, jetzt die weiblichen Theilnehmer des Festes und insbesondere dessen Hauptpersonen, die drei Bräute beherbergten, die aus dem einsamen Sulz-

bach vor kurzer Zeit gekommen waren, den Großvater zu besuchen und die letzten Vorbereitungen zur Vermählung zu treffen.

Die drei Schwestern waren schon auf den ersten Blick als solche zu erkennen; es waren angenehme, wohlgefällige Gestalten mit Zügen, die nicht eben schön genannt werden konnten, in denen aber stille Anmuth waltete, die bei längerem Beschauen immer mehr anzog. Dennoch waren sie, trotz ihrer Aehnlichkeit, sehr von einander verschieden.

Elisabeth, die älteste und des Thronfolgers Karl Theodor Verlobte, hatte etwas Herrisches und Herbes um den Mund, was dem künftigen Gatten wohl verkünden mochte, daß er nicht immer Süßes und Freundliches aus demselben zu hören bekommen werde; Maria Anna war die wenigst schöne unter den Schwestern, aber ihre hohe Stirn und das tiefe, bedeutungsvolle Auge ließen die geistreiche Fürstin errathen, welche die Freundin Friedrich's des Großen werden und für die Geschicke und die Selbstständigkeit Baierns so bedeutungsvoll thätig sein sollte; die jüngste, Amalie, eine voll aufbrechende Mädchenblüte und doch noch der Kinderzeit nicht völlig entfremdet, war die lieblichste unter den dreien; ihre Lebensfrische ließ sie wohl geeignet erscheinen, nach raschem Welken der andern

Zweige die Stammmutter eines neuen Fürstenstamms von Königen zu werden. Die Prinzessinnen, von ihren Kammerfrauen, Hofdamen und Dienerinnen umgeben, waren eifrigst beschäftigt, Anzug und Putz zu vollenden denn die Ankunft der Gäste war mit jeder Stunde zu erwarten; unmittelbar danach sollte dann die Trauung stattfinden, an diese die Tafel sich reihen und ein Maskenball nach ihr den Reigen der Festlichkeiten schließen. Sie waren alle drei gleich in weiße Seide von kostbarster Art gekleidet, mit Blumen aus Silber und jenem lichten Blau durchwirkt, das die pfälzische Hausfarbe bildete. Elisabeth trug neben der Myrtenkrone und dem Schleier ein Herzogsdiadem von Diamanten, aus den Haaren der ernsten Maria Anna leuchtete das stille Feuer einer Smaragdkrone, während das dunkle Gelock Amaliens das darin verflochtene Stirnband aus Rubinen noch wärmer glühen und funkeln ließ.

Die letztere war es, zu der Kordel gerufen worden war. Während ihres kurzen Aufenthalts war sie des ihr im Alter nahestehenden, hübschen und sittigen Mädchens, das mitunter bei der Bedienung helfen mußte, gewahr geworden und hatte sich zu demselben hingezogen gefühlt. Sie schenkte ihm ihre Gunst und hatte versprochen, sie, wenn sie erst Frau sei, mit sich zu neh-

men nach Zweibrücken, um sie immer bei sich zu haben.

Als Kordel eintrat, riß die Prinzessin zum großen Verdruß der Ankleiderinnen sich los eilte dem bürgerlich einfachen Mädchen zu und zog es vertraulich in eine Fensternische

„Du mußt mir helfen", sagte sie mit reizendem Lächeln, „du bist die Einzige, auf die ich mich verlassen kann. Ich und meine Schwestern haben einen Scherz ausgedacht, wie wir heute Abend unsere Bräutigame necken wollen. Höre nur!" fuhr sie geheimnißvoll fort, als Kordel sich lachend bereit erklärte. „Wir sind alle drei so ziemlich von gleicher Gestalt, wir haben die Haare gleich, und wenn man das Gesicht nicht sieht, wird man nns nicht leicht unterscheiden können. Wir wollen uns daher vom Balle unbemerkt fortschleichen, dann ganz gleich ankleiden und wiederkommen, um unsere Bräutigame auf die Probe zu stellen, ob sie uns erkennen und ob jeder seine Braut herausfindet. Von den Kammerweibern trauen wir keiner, die könnten ausplaudern! Du aber wirst uns helfen, nicht wahr? Du wirst uns unsere Anzüge machen? Wenn Base Judith mithilft, werdet Ihr gewiß zur rechten Zeit fertig werden."

Kordel's Bedenken über die Kürze der Zeit und

die Größe der Aufgabe mußten den dringenden Bitten der Prinzessin weichen, zu denen sich auch noch die der andern Schwestern gesellten; es blieb ihr nichts übrig, als das Versprechen zu geben, daß sie bis zum Abend an einem Orte, wo Niemand sie stören könne, sich einschließen und die drei gleichen Anzüge fertigen wolle, ohne daß Jemand von Farbe und Schnitt derselben wie von dem ganzen Scherz auch nur eine Ahnung haben sollte. Sie sah die Möglichkeit des Vollbringens einzig darin, daß es nur Ueberwürfe werden sollten, wie Zauberfrauen oder Wahrsagerinnen sie tragen, denn als solche wollten sie erscheinen, um ihren künftigen Gatten die Zukunft zu prophezeien und sich selbst ein glückverheißendes Orakel für dieselbe zu gewinnen.

Der Eintritt des greisen Kurfürsten machte der Verhandlung ein Ende.

Karl Philipp war in seiner Jugend bestimmt gewesen, einen geistlichen Fürstenstuhl zu besteigen, hatte sich aber diesem Loose, das ihm nicht gefiel, entzogen und statt des Krummstabs den Degen ergriffen. Als kaiserlicher Feldmarschall hatte er in den Türkenschlachten von Neuhäusel und Krotzka mit Ruhm gefochten, dann als Statthalter des Kaisers zu Innsbruck in Tirol gehaust, bis das Aussterben der Linie von Pfalz-Simmern ihn zur Thronfolge in der Kurpfalz berufen

hatte. Jetzt war er vor Alter nahezu kindisch geworden, hatte die Regierung seinem Vetter Karl Theodor schon lange abgetreten, gefiel sich aber immer noch darin, den Schein derselben zu bewahren. Zugleich war er überfromm geworden und quälte sich mit Gewissensbissen, daß er dem geistlichen Beruf untreu geworden und die weltliche Laufbahn gewählt hatte. Er fühlte sich erleichtert und fand eine Art Sühne darin, möglichst Viele vor ähnlichen Irrwegen zu bewahren nnd für den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zu gewinnen. Voll freudigen Dankes eilten die Prinzessinnen ihm entgegen, denn die prachtvollen Diademe waren seine Hochzeitsgabe gewesen; mit vergnügtem Lächeln empfing er den Dank der schönen Damen, indem er ihnen zunickte, sie an Kinn und Wange tätschelte oder ihr schönes reiches Haar streichelte.

„Schön, schön", sagte er, „Ihr seid sehr schön, meine lieben Kinder! So ist es recht, so gefallt Ihr mir und macht dem alten Großvater Ehre. Was meint Er", sagte er zu dem Oberstkämmerer von Wachtendonk, seinem Begleiter, „wenn Paris den goldenen Apfel unter diese drei Göttinnen zu vertheilen hätte, da würde ihm die Wahl wohl noch schwerer werden als einst auf dem Berg Ida?"

„Ich behaupte, sie würde ganz unmöglich sein",

erwiderte der galante Cavalier; „auf wen die Wahl auch fiele, sie würde immer ein Unrecht für die beiden andern sein.“

„Er hat Recht, ganz Recht“, kicherte der alte Herr erfreut, „Er versteht sich noch auf das, was schön ist, wie ich sehe. O es hat eine Zeit gegeben, wo ich ein Gleiches von mir sagen durfte! Das verlernt man aber niemals ganz — ein guter Falke hat auch noch im Alter scharfe Augen, wenn er auch nicht mehr nach Raub ausfliegen kann! Wir haben auch gewußt, wo schöne Blumen wachsen! Weiß Er es noch, wie wir auf den Innsbrucker Bergen und Almen herumstiegen oder im Türkenkriege mit den schönen Cirkassierinnen Kurzweil trieben?“

„Aber, Großpapa“, unterbrach ihn verwundert die jüngste Enkelin, „sind denn die Cirkassierinnen nicht Heidinnen?“

„Still, gottloses Kind!“ rief der Kurfürst, sich besinnend. „Was fällt Dir ein, nach solchen Dingen zu fragen? Was weißt Du von Cirkassierinnen? Höre nicht darauf, das war nur in den Wind geredet, ich weiß nichts von solchen sündigen Dingen, ich war immer fromm und eingezogen, wie es sich für einen christlichen Kriegsmann geziemt. — Wachtendonk, laß Er mich nicht vergessen, ins Kapuzinerkloster zu schicken!

Laß Er fragen, ob die Reliquien des heiligen Carpentarius schon angekommen sind, ich habe sie dem Kurfürsten von Mainz versprochen und möchte nicht —"

Kanonenschüsse, Glockengeläute und die muthigen Töne schmetternder Kriegsmusik verkündeten die Ankunft der Gäste. Alles eilte, sie zu empfangen oder ihre Anfahrt zu sehen. Selbst die Prinzessinnen versagten sich nicht, Zuschauerinnen zu sein, soweit es möglich war, ohne selbst dabei sichtbar zu werden.

Auf dem Schloßplatze zu Mannheim waren indeß die Truppen aufmarschirt, ein Regiment der vom Kurfürsten besonders geliebten Jäger von Kurpfalz, in dunkelgrünen, roth ausgeschlagenen und goldbetreßten Röcken, weißen Beinkleidern und hohen Stulpenstiefeln, die kurze Büchse quer über dem Rücken, Hüfthorn und Hirschfänger an der Seite. Ein Regiment Fußvolk hatte sich angeschlossen, sodaß der ganze Platz im weiten Viereck umstellt war.

Jetzt, unter Trommelschall und Hörnerklang, sauste der festliche Zug heran, eröffnet von einer Schaar berittener Trompeter, Jäger und Haiducken, denen eine Schwadron Dragoner in weißen, blau ausgeschlagenen Röcken und aufgekrempten Spitzhüten mit großen Federbüschen folgte. Dann kamen die Herrschaftsschlitten selbst mit Peitschenknall und dem Geklingel des Schel-

lengeläuts, das die im Federschmuck stolz einhertrabenden Pferde übermüthig schüttelten. In den ersten Schlitten saßen die obersten Hofbeamten von Kurpfalz, Hofmarschall Graf Leerod, Stallmeister von Ehreshofen, Oberschenk von Sturmfeder und der Oberforstmeister Bekers, alle in reichen goldstrotzenden Uniformen; hinter ihnen der Feldmarschall und mehr als zwanzig Generale, denn wenn auch das Heer des Landes nicht viel über fünftausend Mann betrug, hatte dessen Gebieter doch so viele dieser Stellen geschaffen, um Glanz und Pracht seines Hofstaats zu erhöhen. Mehr als tausend Pferde der edelsten Arten waren an die Schlitten gespannt und um dieselben herum von einer unabsehbaren Schaar von Kämmerern und Edelknaben getummelt, welche es darauf anlegten, in kühnen Wendungen und Sprüngen ihre Reitkunst wie Zucht und Schönheit ihrer Thiere glänzen zu lassen.

Ein Zug nicht minder stattlich berittener Cavaliere umgab die Wagen, in welchen Karl Albert mit seiner Familie herankam, geleitet von den Prinzen, die ihm entgegengefahren und jetzt bei demselben Platz genommen hatten. Eine Schwadron Dragoner bildete den Schluß.

Obwohl Mannheim damals noch klein war, hatte sich doch der ganze Schloßplatz mit einer Menge Men=

schen bedeckt, von der Seltenheit und Pracht des Schauspiels aus Nah und Fern herbeigelockt oder von dem Wunsche getrieben, den Mann von Angesicht zu sehen, der, wie die Rede ging, bestimmt war, die Kaiserkrone zu tragen, und von dessen leutseliger Güte der Ruf ebenso viel zu erzählen wußte als von der Weisheit und den hohen glückbringenden Plänen, mit denen er den Thron zu besteigen gedachte.

An der großen Treppe des Mittelbaues trat der Landesherr seinen hohen Gästen entgegen, umgeben von dem zurückgebliebenen Theil seines Hofstaats, der noch zahlreich und schimmernd genug war, um auch für sich allein zu einem höchst glanzvollen Empfange auszureichen. Nach den ersten Begrüßungen bewegte sich der prachtvolle Zug die mit Teppichen bedeckten Marmorstufen hinan und verschwand in den Gängen.

Hinter den Neugierigen und Hofdienern und von ihnen gedeckt hatte auch Kordel mit Frau Judith sich eingefunden, um die Herrschaften zu sehen. Sie hatte sich vorgenommen, dabei nicht zu fehlen, sie wollte sich selbst auf die Probe stellen, ob sie den Anblick des Mannes, der so tief und bedeutsam in ihr Leben eingegriffen, ohne Gemüthsbewegung zu ertragen vermöge. Sie kam aber nicht dazu, diese Beobachtung zu machen, denn im Augenblick, in welchem der Schlitten

Karl Albert's in der Einfahrt erschien, wurde sie ihr gegenüber unter den Dienern ein Antlitz gewahr, das ihr bekannt vorkam und sie mit Schrecken erfüllte. Sollte es möglich sein, daß der flüchtige Vetter Falkner, bei dem so lange ihre Heimat gewesen, ihr hier im fernen, fremden Mannheim begegne? Wie kam er hierher? Was mochte er hier suchen oder vorhaben?

Das dichte Haar und der starke Bart, den er trug, ließen aus der Entfernung die entstellende Narbe nicht deutlich erkennen, aber aus dem kurzen und doch durchdringenden Blicke, der zu ihr herüberstreifte, loderte ihr dasselbe unheimliche und unstäte Feuer entgegen, unter dem sie so oft erbebt war, ehe sie noch dessen Ursache gekannt.

Zugleich wurde ihre volle Aufmerksamkeit durch die Base in Anspruch genommen, die plötzlich wie schwindelnd nach ihrem Arm faßte und mit todtenhaft unbeweglichen Augen auf den Zug der Fürsten hinstarrte, der sich der Treppe zu bewegte. Ihr geheimnißvoller Zustand war wieder über sie gekommen. Eben schritt Karl Albert mit dem Kurprinzen Max und mit seinen Töchtern die Stufen hinan, der künftige Kurfürst Karl Theodor war im Begriffe, mit seinen Schwägern, dem Prinzen Clemens von Bayern und dem Pfalzgrafen Friedrich von Zweibrücken, zu fol-

gen, als die zuckenden Lippen der Alten halblaut zu murmeln begannen. Die Umstehenden drängten sich vor, den Fürsten den Anblick zu entziehen.

„Leichen! Wohin ich sehe, lauter Leichen!" rief die Verzückte, von Krämpfen geschüttelt. „Wo kommen all die todten Gesichter her? Drei Jahre, drei Leichen! Weg, weg damit! Mir graut davor! Der Wurm ist in dem Wald, die frischen grünen Bäume wie die alten, sie verdorren alle. Da, da ist der einzige grüne Stamm, der Zweige treiben und blühen wird, den hütet wohl!" schrie sie auf und deutete hoch aufgerichtet und mit starr ausgestrecktem Arm auf den zweibrückener Pfalzgrafen, der eben den Fuß auf die Treppe gesetzt hatte. Niemand von den fürstlichen Personen hatte den störenden Zwischenfall bemerkt, nur Karl Theodor war aufmerksam geworden und hinter den übrigen zurückgeblieben. Auch Pater Seedorf war bereits herbeigeeilt, schalt die Umstehenden mit harten Worten und befahl, die verrückte Alte hinwegzubringen. Es war rasch geschehen.

Durchlaucht sollten endlich gestatten", fuhr er gegen Karl Theodor gewendet fort, „daß man die alte Person beseitigt, sie ist bösartig, wenn nicht noch Schlimmeres dahintersteckt."

„Laß Er mir die gute Alte in Ruhe", entgegnete

Karl Theodor leutselig, „ich habe sie lieb gewonnen in den zehn Jahren, während deren ich hier bin; sie hat mir manchen Blumenstrauß gebunden und ist meine Märchenerzählerin gewesen. Ich will nicht, daß man ihr was zu Leide thut; sie soll ihre guten alten Augen in Ruhe schließen.“

„Aber das schlimme Beispiel!“ eiferte der Pater, der die gute Gelegenheit nicht so rasch verloren geben wollte. „Sie spielt offenbar die Verzückte, ist eine verstockte Protestantin und gibt durch ihre Hartnäckigkeit auch Andern Anlaß zum Widerstande. Wie leicht könnte sie durch ihre sogenannten Wahrsagungen Unheil stiften!“

„Wenn man daran glaubt“, sagte Karl Theodor wieder; „lassen wir das dem Pöbel — uns soll es die Festfreude nicht stören, wenn sie uns daran erinnert, daß wir alle sterblich sind! Ich finde darin nicht so Entsetzliches, darum noch einmal, lasse Er mir die alte Träumerin in Ruhe!“

Er ging, von dem achselzuckenden Priester gefolgt, den übrigen Herrschaften nach, die Diener aber steckten die Köpfe zusammen und flüsterten untereinander, indem sie scheu Judith nachsahen, die, sich allmälig erholend, an Kordel's Arm ihrer Wohnung zuschwankte

„Das möchte ich doch nicht so auf die leichte

Achsel nehmen", sagte ein alter Mann bedenklich zu einem jungen, während die Menge sich verlief. „Ihr grünes Volk versteht das freilich nicht so, mir aber wär' nicht wohl dabei! Sie hat den Herrschaften in drei Jahren drei Todesfälle prophezeit und hat sie alle dürre Stämme genannt, die absterben. Das heißt bei mir, daß die neuen Brautpaare keine Nachkommenschaft kriegen und aussterben bis auf den letzten, den Pfalzgrafen von Zweibrücken! Das ist eine schöne Prophezeiung zur Hochzeit, da thät' ich mich bedanken!"

Kurfürst Karl Philipp hatte indessen die Gäste nach den Gemächern begleitet, damit sie ausruhen und sich zu all den Festlichkeiten vorbereiten könnten, die ihrer warteten.

„Seien Sie mir noch einmal willkommen, Majestät", sagte er sich verabschiedend zu Karl Albert, „ich überlasse Sie für kurze Zeit sich selbst, denn die ganze übrige Zeit hindurch müssen Sie uns angehören. Es ist lange, daß ich Eure Liebden nicht mehr gesehen, und ich freue mich nun doppelt, daß ich alter Haudegen noch den Sieger von Linz und den Erstürmer von Prag begrüßen kann und das so oft zwiespältige Haus Wittelsbach in all seinen Gliedern vollzählig und freundschaftlich versammelt sehe. Ja, ja", fuhr er plaudernd fort, „das ist das Wahre, so können wir mit Zuver-

sicht sagen: Baiern und Pfalz, Gott erhalt's! Drum haben wir uns auch nicht gestritten und haben das Reichsvicariat zusammen verwaltet, daß das Reich römisch-deutscher Nation wohl damit zufrieden sein wird, denk' ich! Bin bisher Ihr College gewesen, aber ich vermeine, die Collegialität habe schon die längste Zeit gedauert und ich erlebe vielleicht noch die Freude, Sie in meinem Hause mit einem noch höheren Namen willkommen zu heißen!"

Karl Albert kam nicht dazu, den Redefluß des freudigen Greises zu unterbrechen.

„Nur das Eine thut mir leid", fuhr derselbe immer lebhafter fort, „daß ich nicht auch dabei sein konnt, wo es galt! O, in meinen jungen Jahren haben wir auch die Kugeln sausen gehört, bei Neuhäusel haben uns die Türken keine leichte Arbeit gemacht! Da galt es einmal, eine Schanze zu stürmen; wir hatten Nachts in aller Stille Laufgräben aufgeworfen — aber das erzähle ich Majestät ein andermal; jetzt ist es damit vorbei. Jetzt", setzte er, plötzlich in den frommen Ton zurückfallend, hinzu und zog einen Rosenkranz aus der Tasche, „jetzt habe ich mit keinen andern Kugeln mehr zu thun als mit solchen am Paternoster und denke keine andere Schanze mehr zu stürmen als den Himmel."

Er ging. Karl Albert warf sich erschöpft in einen Stuhl, er bedurfte wirklich der Ruhe. Die Sorgen und Aufregung der letzten Monate waren sichtbar nicht ohne Einfluß auf sein Gemüth wie auf seinen Körper geblieben. Sein Antlitz war hagerer geworden, das Auge hatte sich tiefer darin gebettet; aber beide hatten dadurch nicht verloren, sondern eher gewonnen, denn die Züge waren fester und entschiedener, die Blicke tiefer und stetiger geworden, die zerstreut in ihm vorhandenen Fähigkeiten und Anlagen hatten begonnen sich zum festgestalteten Charakter zusammenzuschließen. Das Glück, das seine Unternehmungen bisher in so auffallender Weise begünstigt, hatte seine stets und immer wieder nach Rath suchende Unschlüssigkeit in etwas gehoben und ihm Selbstvertrauen und Zuversicht gegeben, er glaubte an sich selbst und daß es ihm beschieden sei, das hohe Ziel, das er sich vorgesteckt, wirklich zu erreichen. In demselben Maße aber wie diese Zuversicht wuchs und der Erfolg ihn Schlag um Schlag dem Ziele näher brachte, wuchs auch dieses Ziel vor seinen Augen immer höher und höher empor und stand in Ehrfurcht gebietender Erhabenheit vor seiner Seele, einem riesigen Dome gleich, dessen Hallen auch der Erbauer nur mit heiligem

Schauder betritt. Die innere Trefflichkeit seines Wesens trat wie losgeschürftes Edelgestein immer mehr zu Tage und Gedanken, würdig des Hauptes, das die Kaiserkrone Ludwig's des Baiern und Karl's des Großen tragen sollte, keimten in seiner Seele. Was die müßige Eitelkeit froher Stunden ersonnen und der Ehrgeiz begonnen, fing an sich zu einer großen geistigen Unternehmung zu gestalten; das Schicksal hatte ihn beim Wort genommen und ihm die große Aufgabe gegeben, nach der er so oft verlangt hatte; die Aufgabe, welche würdig war, ein ganzes Leben auszufüllen und fähig, alle Quellen seines Könnens und Wollens in einem großen Strom zu vereinigen, der im mächtigen Gange alles Unedle und Unreine, das bisher oft die einzelnen Wellen getrübt, hinwegzutragen und die Schlingpflanzen zu zerstören vermochte, die in den stilleren Buchten und Krümmungen des Gestades sich wuchernd angesiedelt.

Diesen erhebenden Gedanken gesellten sich aber auch manche minder freudige. Wie Unkraut am Wege, das, wenn auch noch so oft umgehauen, durch neue Triebe immer wieder verräth, daß seine Wurzel nicht zerstört ist, so beschlich ihn immer wieder die Sorge, ob er auch recht gethan, in den Tagen von Linz den Rath Friedrich's von Preußen zu verschmähen. Die

immer neuen und immer sieghaften Fortschritte des Königs in Schlesien und Böhmen bewiesen, wie scharf und richtig sein Feldherrngeist die Lage der Dinge erfaßte und überschaute, und erregten ein unheimliches Gefühl, als ob er damals besser gethan, sachlichen Erwägungen Gehör zu geben, anstatt, wie schon so oft geschehen, sich durch eine persönliche Aufwallung bestimmen zu lassen, die er für einen Entschluß genommen. Er war im geheimsten Winkel seiner Seele unzufrieden mit sich selbst. Aber auch manch Anderes gab es, was ihm die Erinnerung an den ersten glorreichen Erfolg von Linz trübte. Er konnte in einsamen Stunden zwei Augenpaare nicht los werden. Manchmal däuchte es ihm, als ob er den festen vielsagenden Blick auf sich ruhen fühle, mit welchem Pilgram von ihm geschieden war; manchmal sahen ihn Teresa's Augen durch Thränen des Grams und der Klage an und schleuderten Dornen des Vorwurfs in seine Seele.

„Ich bin müde", sagte er zu dem Kammerdiener Duschl, der ihn anzukleiden kam. „Warte noch; ich will mich erst ausruhen; wenn ich so zum Feste ginge, würde ich ein schläfriger Gast sein. Sind Neuigkeiten eingetroffen, Ickstadt?" sagte er dann zu diesem gewendet, der als Begleiter des Kurprinzen mitgekommen

war. „Ich habe alle Depeschen, die ankommen sollen, nach Mannheim beordert.“

„Es ist nichts eingetroffen“, entgegnete Ickstadt, „aber im Hereinfahren hat mir der Herr von Stengel, einer der Secretäre des Kurfürsten von Pfalz, erzählt, gestern sei das Gerücht verbreitet gewesen, Maria Theresia habe Frieden mit den Ungarn gemacht.“

„Gerüchte!“ entgegnete Karl Albert matt und mit schwacher Handbewegung. „Die Ungarn sind nicht so leicht zu beschwichtigen, sie werden die Tage von Eperies und ihren Tökely nicht so leicht vergessen. Maria Theresia kann ihnen, was sie verlangen, nicht gewähren, und wenn es auch geschähe und die Szekler wollten aufsitzen, so würden sie doch zu spät kommen. Bis sie eintreffen, ist der ganze Krieg unwiderruflich entschieden. Auch ist ihnen in Linz ein Riegel vorgeschoben, den sie so leicht nicht zersprengen sollen! Sorge Er, daß Alles, was eintrifft, mir sogleich gebracht wird, aber nicht vor einer Stunde, ich muß Ruhe haben.“

„Sind Eure Majestät nicht wohl? fragte Ickstadt besorgt. „Die Anstrengungen der Reise und die ungewohnten Strapazen des Feldzugs haben Sie angegriffen.“

„Möglich“, sagte Karl Albert, „obwohl ich sonst nicht verwöhnt und ziemlich abgehärtet bin; aber ein Drücken und wandelndes Stechen auf der Brust, das

ich früher nicht gekannt, will nicht weichen. Wenn es nachließe, ich glaube, ich wäre sofort wieder vollkommen gekräftigt."

„Befehlen Majestät, daß man den Leibarzt rufe?" sagte der Kammerdiener besorgt näher tretend, aber Karl Albert winkte ihm hastig zurück und rief lächelnd:

„Nichts davon, ich will keine Störung verursachen, kein Aufsehen machen. Es ist auch nicht so schlimm, ich fühle mich nur ungewöhnlich ermüdet; eine Stunde Ruhe ist Alles, was ich bedarf; ich will allein sein und werde klingeln, wenn ich Seiner benöthige!"

Beide entfernten sich, der neue König neigte das kronenreiche müde Haupt in den Stuhl zurück und entschlummerte.

Vor der Thür wurde Ickstadt von Stengel angerufen. „Ei, sehen Sie", sagte er mit starkem Anklange der pfälzer Mundart, „das ist schön, daß ich Ihnen noch einmal begegne, Professor! Ich möchte den Abend mit Ihnen verplaudern, was meinen Sie? Wenn die Tafel vorbei ist und der Ball angefangen hat, dann sind wir frei, dann haben wir zwei unsere gute Zeit. Wollen Sie dann nicht zu mir kommen, mit mir essen und ein Glas Pfälzerwein trinken? Ich habe Sie ja nicht mehr gesehen, seit wir in Heidelberg beisammen, waren und wenn ich auch jünger

war als Sie, sind Sie mir doch immer einer von den liebsten Burschen gewesen!"

„Gern", erwiderte Ickstadt, herzlich in die dargebotene Hand einschlagend, „ich komme. Wir wollen von den alten Zeiten reden, an die ich mich immer noch so gern erinnere. Es soll jetzt Vieles anders geworden sein in Heidelberg!"

„Viel?" entgegnete Stengel fragend und blickte umher, ob ihn Niemand höre. „Nicht weniger als Alles ist anders geworden. Sie würden Heidelberg nicht mehr kennen. Seit wir einen katholischen Herrn haben, ist die lutherische Universität ein Stiefkind und auch eine Ruine geworden, wie das Schloß, nur nicht so schön. Also kommen Sie gewiß", fuhr er lachend fort, „Herr Professor, oder wie man Sie sonst tituliren muß! Es hat ja geheißen, der Kurfürst habe sich als neuer König in Prag förmlich huldigen lassen und gleich eine Regierung eingesetzt; Sie sollen ja auch unter den Räthen sein von dem neuen böhmischen Regiment!"

„So ist es in der That", entgegnete Ickstadt, „aber ich bin zugleich Lehrer des Kurprinzen und erhielt den Auftrag, meinen Zögling hierher zu begleiten, erst später werde ich nach Prag zurückkehren."

„So? Werden Sie?" sagte der Secretär etwas

ungläubig, indem er seinen Arm in den des Professors schob und mit ihm der Treppe zuschritt. „Wenn ich aufrichtig sein soll, so muß ich gestehen, ich habe gedacht, Sie hätten ein Haar gefunden in der neuen Regierung und hätten gemacht, daß Sie von dort weggekommen, solange der Himmel noch blau ist!"

„Sie scheinen kein besonderes Vertrauen auf die Dauer der jetzigen Zustände des Königreichs Böhmen zu haben?" entgegnete Ickstadt. „Ich glaube, mit Unrecht, die Zustände daselbst haben sich friedlich und vollständig wie von selbst geordnet. Der Adel und die Stände des Königreichs sind zur Huldigung fast vollständig erschienen, Niemand hat besondern Grund, die Fortdauer des österreichischen Regiments zu wünschen."

„Ja, ja", sagte Stengel „das klingt Alles recht schön, aber ist es denn wahr, daß, wie der Herold durch Prag geritten, um den Kurfürsten zum König auszurufen, ihm der silberne Löwe vom Heroldsstabe herunterfiel und zerbrach? Na, sehen Sie", fuhr er fort, als Ickstadt bejahte, „so bin ich nun einmal, so etwas könnte mich schon erschrecken, wenn ich mit solchen Stäben und Löwen zu thun hätte. Aber meinetwegen! Ihr Kurfürst geht so geschwind in die Höh', daß Alles nur Staffeln sind, auf denen er höher steigt, er wird auch bald droben stehen auf der höchsten Staffel."

„Hat man Nachrichten aus Frankfurt?“ fragte Ickstadt, ihn unterbrechend. „Wie ist die Stimmung unter den Wählern?“

„Wie könnte sie sein?“ rief Stengel. „Neun Kurfürsten haben wir. Einer davon ist der Herzog von Baiern selbst, bleiben also noch acht übrig! Von den acht fällt Böhmen weg, weil Maria Theresia, wenn sie auch noch Herrin von Böhmen wäre, als Frau die Kur nicht ausüben kann und weil die andern Fürsten die Uebertragung an ihren Liebsten und Gemahl, den weiland Herzog von Lothringen nicht zugeben! Sind also noch sieben Stimmen; davon ist Brandenburg und Sachsen mit Baiern alliirt, Kurpfalz und Trier sind Vettern von Baiern, Braunschweig und Mainz sind auch nicht dagegen. Das wär' auch ganz gut und schön, wenn nur nicht hinter Allem der König von Frankreich mit seinen Geldsäcken stünde. Das will Vielen nicht schmecken, aber wer kann dawider? Karl Albert, der Kurfürst von Baiern, Erzherzog von Oesterreich und König von Böhmen, wird darum doch römischer Kaiser. Das ist die Stimmung von den Stimmen in Frankfurt!

„Ich sehe mit Vergnügen“, entgegnete Ickstadt“, „Sie haben Ihre gute Laune nicht verloren!“

„Gott soll mich davor bewahren!“ rief Stengel

heiter. „Das wäre eine schöne Geschichte, wenn ich meinen guten Humor verlieren thät'; da thät's mir auch nichts nützen, wenn ich ihn ausschreiben und austrommeln ließ, denn wer ihn fände, der thäte ihn gewiß selber behalten! Nun, ich mein', Sie sollten auch nicht verlernt haben, fidel zu sein", fuhr er fort, als sie in das Thor traten, „Sie reisen ja von einer Festivität und Lustbarkeit zur andern. Kommen Sie, gehen Sie mit mir; ich will Ihnen gleich meine Wohnung zeigen, damit Sie am Abend nicht lange suchen müssen. Mir kanns ja Alles recht sein, ich will nur wünschen, daß der Blasebalg kein Loch kriegt und den lustigen Pfeifen der Wind nicht ausgeht!"

Unter den Zuschauern und Gästen der beginnenden Festlichkeiten waren aber nicht lauter fröhliche Gestalten gewesen. Im Gewölbe des Pavillonthores lehnte, tief in den Mantel gehüllt, ein Mann mit bleichem, starrem Angesicht, einer Wachsmaske gleich, in welcher die halb dahinter verborgenen finstern Augen das Einzige waren, was Leben verrieth. Es war der Fürst Porzia, vor ihm, in die unscheinbare gewöhnliche Landestracht gekleidet, stand sein alter Diener Beppo. Ein Blick auf den vor kurzer Zeit noch so kräftigen Mann zeigte, daß ein furchtbares Schicksal über ihn hereingebrochen war.

Porzia hatte die schöne Gräfin Morawika schon bei seinem ersten Aufenthalt am Münchner Hof leidenschaftlich geliebt, aber alles Feuer seiner Bewerbung, alle Zartheit des Ritterdienstes, den er ihr widmete, hatte nicht vermocht, ihm die stolze Schöne geneigt zu machen. Ueberzeugt von der Vergeblichkeit seines Werbens, gewann er es endlich über sich, sich von ihr loszureißen und in der Hoffnung des Vergessens aus ihrer gefährlichen Nähe zu entfliehen. Nur zu bald aber mußte er erkennen, daß er die Neigung zu ihr wie eine Kette mit sich trug, die auch in die Ferne reichte und ihn immer wieder zurückzog. Desto größer war sein Entzücken, als bei seiner Wiederkehr die Kurfürstin seine Bewerbung so offenbar begünstigte und er sich nach wenigen Tagen am Ziel seiner Wünsche fand. Teresa hatte dem Willen der Kurfürstin nicht widerstrebt, sie sah ein, daß bei dem einmal geweckten Argwohn der Kurfürstin ihr Aufenthalt am Münchner Hofe unmöglich geworden war. Sie liebte den Kurfürsten, dessen feurige Bewerbung ihr ebenso schmeichelte, als das Geheimniß des ganzen Verhältnisses sie reizte; dennoch traute sie sich die Kraft zu, dieses Gefühl zu bewältigen; im auflodernden Unmuth über den Wankelsinn des Fürsten, der trotz seiner zärtlichen Versicherungen nichts zu ihrem Schutze that und sie

gleichgültig aufzugeben vermochte, willigte sie in die rasche Vermählung. Sie that es um so leichter, als dieselbe ihr eine hohe, glänzende Stellung bot und sowohl die Persönlichkeit des Fürsten als seine treue und tiefe Zuneigung ihr ein angenehmes, nicht unglückliches Loos zu verheißen schien. Vielleicht wäre sie auch beruhigten Herzens von München geschieden, wenn ihr vergönnt gewesen wäre, dem Fürsten Lebewohl zu sagen, wie ihr heißes Blut und ihre feurige Phantasie ihr einen solchen Abschied vormalte. Daß er ihr denselben verweigerte, war wie eine abgebrochene Dolchspitze, die in der Wunde verborgen zurückblieb und diese zu einer lebensgefährlichen machte.

Der Fürst hatte sie auf sein Schloß am Traunsee geführt, eine herrliche alte Ritterburg mitten in einer noch herrlicheren Berglandschaft, ein Aufenthalt, der ihm für das erste, einsame Glück eines liebenden Paares die geeignetste Stelle schien. Doch zog ihn auch ein anderer Grund dahin. Wie viele Vornehme jener Zeit hing auch er der Alchymie und Goldmacherkunst an und hatte einen Thurm seines Schlosses als Laboratorium eingerichtet; er glaubte schon nahe an der Enthüllung des großen Geheimnisses zu stehen und wollte seine Versuche fortsetzen, um dann einmal den Reichthum, den er schon besaß, sammt den unermeßli-

chen Schätzen, die der Stein der Weisen in seine Macht gegeben, zu den Füßen des Weibes niederzulegen, das der Abgott seiner Seele war.

Nur zu bald mußten beide erkennen, wie trügerisch das Gebäude ihrer Hoffnungen, wie unverläßig der Grund gewesen, auf den es gebaut war! Teresa vermochte nicht das Andenken einer schönen Vergangenheit zu verscheuchen; in der stillen und einsamen Lebensweise des Bergschlosses, die von ihrer bisherigen so ganz verschieden war, hatte sie nur zu viele Muße, diesen Erinnerungen nachzuhängen, Vergleiche anzustellen und ihren eigenen Herzschlag zu belauschen, als wäre er das todverkündende Klopfen des Wurms, der sich ins Holzwerk eingebohrt. Sie wurde verdrossen, gelangweilt und verstimmt. Es konnte Porzia nicht entgehen, daß nicht Liebe sie in seine Arme geführt, und je mehr er die Kälte, wenn sie solche auch zu verbergen strebte, in ihrem Benehmen durchfühlte, desto eisiger schlug es auf sein Herz zurück und machte ihn um so mißtrauischer, als er selbst unsicherer und kühler wurde. Bald brachte er die meiste Zeit im Laboratorium zu, nicht immer, um Versuche zu machen; am öftersten, um den dunkeln Gedanken, Vermuthungen und Zweifeln nachzuhängen, die sich in seiner Seele einnisteten, wie Spinnen und Nachtvögel in einem

Tempel, der von seiner Gottheit verlassen worden. Der Gedanke, daß Teresa ihn nicht liebe, daß ihr Herz an einem andern Mann hänge, wurde ihm bald zur Gewißheit; nur darüber marterte er sich, im Dunkel umhertastend, ab, wer ihn um das Glück seines Lebens bestohlen, noch ehe er es selber besessen. Ihr Zurückbleiben bei den Festlichkeiten von Linz hatte nicht dazu gedient, diesen Argwohn zu zerstreuen, wenn er auch aller Spur entbehrte und sich deshalb vollkommen zu beherrschen und den Schein ebenso sehr zu bewahren wußte, als sie bemüht war, sich gegen ihn ergeben und sogar zärtlich zu zeigen.

Nach ihrer Rückkehr auf die Traunburg war es noch schlimmer geworden; Teresa war nur noch einsamer, träumerischer und von so mächtigen Gemüthsbewegungen befangen, daß sie auch körperlich darunter zu leiden begann. Sie verkam zusehends, und als im Herbst die Blätter fielen, erklärte der herbeigerufene Arzt den Zustand für bedenklich; ohne schleunige Hülfe sei der Körper einem unheilbaren Brustleiden, das Gemüth aber vollständigem, rettungslosem Trübsinn verfallen. Vergeblich rieth er einen zerstreuenden Aufenthalt in einem andern, milderen Klima, Teresa wies jeden solchen Vorschlag zurück; als derselbe jedoch die heißen Quellen der Taunusberge als diejenigen rühmte,

deren Gebrauch selbst im einbrechenden Winter die sicherste Genesung verbürge, stieg ein Schimmer von Freude über ihren verblichenen Wangen auf; rasch entschloß sie sich, eins der dortigen Bäder zu besuchen, und Porzia, gelassen und gefaßt wie immer, gab seine Zustimmung. Mit zärtlicher Aufmerksamkeit förderte er sogar das Vorhaben und ruhte nicht, bis es wirklich ausgeführt und Teresa mit ihrer Dienerin und in Begleitung des Arztes abgereist war. Hinter dieser Nachgiebigkeit und freundlichen Arglosigkeit lauerte, wie die Natter unter Blumen, der Gedanke, daß vielleicht gerade diese Reise ihm das verschaffen werde, wonach er lechzte wie der Wüstenwanderer nach einem Wassertropfen, eine sichere Spur für seine finstern Gedanken: Gewißheit, und wenn sie die die entsetzlichste wäre!

Er versprach Teresa, in kurzer Zeit nachzukommen, und bedauerte, daß es unmöglich sei, sie sogleich zu begleiten, weil kostbare, eben begonnene alchymistische Versuche ihn noch einige Zeit im Schlosse zurückhielten. In den letzten Tagen hatte er einen wandernden Adepten, der sich im Schlosse eingefunden und besonderer Kenntnisse rühmte, zum Gehülfen angenommen, von dem er sich glänzenden und gewissen Erfolg versprechen zu dürfen glaubte.

Wochen vergingen darüber, die Blätter waren von den Bäumen gefallen und der Schnee hatte sich von den Berggipfeln ins Thal herabgezogen. So war es auch in Porzia's Seele Winter geworden, als er ganz allein und befreit von dem noch immer ungebrochenen Zauber ihrer Blicke und ihres Wesens sonnenlos kalte Tage dahinlebte. Allmälig war die letzte Hoffnung mit den Blättern gefallen und die Gewißheit seines Elends hatte mit der Schneedecke sich frostig über sein Inneres gebreitet. Er wurde immer verschlossener und tiefsinniger, selbst das Laboriren vermochte nicht mehr ihn zu fesseln; er überließ es meist dem neuen Gehülfen, der durch überraschende Proben seiner Kunst schnell sein ganzes Vertrauen gewonnen. Der alte Beppo hatte es lange mit schwerem Herzen angesehen, wie das Unheil gleich einer Wetterwolke sich immer tiefer und tiefer über das ihm theuere Haus und dessen noch mehr geliebten Gebieter niedersenkte; als er aber gewahrte, wie der Fürst immer leidender und finsterer aussah, brachte er es nicht länger mehr übers Herz, das Leidwesen schweigend mit anzusehen. Er fragte den Herrn über die Ursache seines Kummers, und als ihn dieser zwar gütig anhörte, aber zum Schweigen verwies, konnte er in der Aufwallung des Unmuths eine unwillige Bemerkung nicht unter-

drücken, daß er nicht blind sei und daß er, wenn man ihm auch kein Vertrauen schenke, den Grund wohl zu kennen glauben, daß aber nach seiner einfältigen Meinung der Fürst nicht Ursache hätte, sich wegen dieses Grundes auch nur ein einziges graues Haar wachsen zu lassen.

Das Wort wirkte wie ein Windhauch, der von schlafender Glut die Aschendecke streicht und sie zum hellen Auflodern bringt.

Vergebens suchte der Alte, der das ihm in der Aufregung entfahrene Wort gern zurückgenommen hätte, nach Erklärungen und Ausflüchten, wenn er nicht selbst verdächtig erscheinen wollte, mußte er zuletzt bekennen, was ihn zu dieser Rede veranlaßt hatte. In Absätzen, zögernd und widerwillig, daß der Inhalt mehr zu errathen war, erzählte er, wie er an jenen Abend, als der Fürst von Linz abgereist, in die Wohnung des Schloßobersten zurückgekehrt sei, weil er ja bei der Fürstin als Bedienung zurückbleiben mußte. Er hatte sich das Feuerwerk mit angesehen, und als man seiner nicht mehr bedurfte, war er zur Ruhe gegangen; aber das nachtönende Schwärmen und Gezisch des Feuerwerks war ihm im Kopf herumgegangen, daß er nicht zu schlafen vermochte, und wie er so dagelegen in der Nacht, sei es ihm vorgekommen,

als ob sich draußen auf dem Corridor etwas rühre. Es habe ihm keine Ruhe gelassen; behutsam sei er aufgestanden und habe lautlos durch das in der Thür angebrachte Guckfenster auf den schwach erleuchteten Gang hinausgeblickt; da habe er gesehen, wie die Thür zum Schlafgemach der Fürstin sich aufgethan — ein Mann sei herausgetreten und den Corridor entlang geeilt. Wer es gewesen sei, könne er nicht sagen, aber gerade vor seinem Versteck habe der Mann nach der Thür zurückgeschaut, da sei das Licht auf sein Gesicht gefallen, er habe ihn ganz gut gesehen und zu unterscheiden vermocht und glaube, daß er ihn beim Wiedersehen wohl wiedererkennen würde. Der Alte hatte von seiten des Fürsten einen gewaltigen Zornausbruch befürchtet, wie er ihn wohl zu andern Zeiten bei geringerem Anlaß erlebt hatte, aber er hatte sich getäuscht. Er fand genug Zeit, sich zu entschuldigen, um Verzeihung zu bitten und auszuführen, warum er so lange geschwiegen, wie er immer geschwankt und nicht gewußt, was er thun solle, und wie das Geheimniß auf ihm gelegen wie eine Lawine, die ihn mit sich gerissen und in sich verschüttet habe.

Der Fürst achtete all dieser Reden nicht, er stand einer Bildsäule gleich. Kein wildes Wort verrieth, was in ihm vorging, nur seine Lippen bebten unwill-

kürlich im zuckenden Krampfe. Im gelassensten Tone, als ob sich gar nichts Besonderes ereignet hätte, dankte er Beppo für seine Mittheilung, trug ihm auf, das tiefste Stillschweigen zu beobachten, und befahl, Alles zur Abreise vorzubereiten. Die Abreise wurde auch durch ein anderes Ereigniß erleichtert: der unlängst aufgenommene Adept hatte sich das Vertrauen und die Arglosigkeit des Fürsten zu Nutze gemacht; er war mit den ihm anvertrauten Schätzen und andern Kostbarkeiten, deren Gelegenheit er ausgespäht, entflohen und hatte Porzia dadurch der Sorge um seine kostbaren und geheimen Versuche enthoben.

Nur von dem alten Beppo begleitet, reiste Porzia nach München und mischte sich verkleidet unter die Bürger, von denen er nicht gekannt zu sein glauben konnte, während Beppo das Gleiche mit dem geringen Volk that. Es ward beiden nicht schwer, das Gespräch auf den abwesenden Kurfürsten zu bringen, und in der ersten Stunde wußten die beiden Späher, was man von Karl Albert und seinen zahlreichen Herzensneigungen dachte und sprach; lachend erinnerte man sich, daß die schöne Gräfin Morawika als eine seiner Hauptfavoritinnen genannt und einmal, ohne daß man recht erfahren habe, weshalb, über Hals und Kopf mit einem Fremden zusammengebandelt worden sei.

Alles lag nun in furchtbarer Klarheit vor dem Fürsten da; er wußte nun, wonach er so gierig verlangt hatte, daß er betrogen war von dem Weibe, das er so sehr geliebt; betrogen mit kalter Ueberlegung, entehrt und mißbraucht zum Deckmantel fremder Schande! Sein ganzes Wesen, Fühlen, Denken und Wollen einigte sich in dem Verlangen voller furchtbarer Rache an ihm, an ihr und allen, die daran Theil genommen; dennoch bezwang er sich, auch jetzt noch zurückzuhalten, was er wußte, war ihm auch jetzt noch nicht genug. Das Gehörte war leeres Stadtgerede, unverläßliges Volksgerücht; das Alles konnte übertrieben, konnte sogar unwahr sein, wenn auch Manches furchtbar damit übereinstimmte und plötzlich mit Blitzesschnelle verständlich wurde, wie der Abend von Linz und Teresa's freudige Einwilligung, in die heißen Taunusbäder zu reisen, in deren Nähe der Kurfürst bald kommen mußte und wo sie hoffen konnte, ohne Aufsehen mit ihm zusammenzutreffen. er begehrte statt alles dessen ein klares, bestimmtes, unverwerfliches Zeugniß: Beppo sollte den Kurfürsten sehen, sollte sagen, ob er in ihm den Mann erkenne, den er in jener Nacht beobachtet. Dieses Zeichen sollte dann entscheiden, dieser letzte Tropfen das volle Maß des Grimms und der Rache überfließen machen.

Der feierliche Empfang in Mannheim bot dazu die beste Gelegenheit. In einem Briefe voll geheuchelter Zärtlichkeit und Liebe oder Besorgniß hatte er Teresa gebeten, aus dem nahen Soden nach Mannheim herüberzukommen, weil er es für Pflicht halte, bei der Festlichkeit Karl Albert's zugegen zu sein, weil er sich sehne, sie wiederzusehen und weil er auf diese Weise dieses Glückes einige Tage früher theilhaftig würde. Die Fürstin war der Einladung, die mit ihren eigenen Wünschen so sehr übereinstimmte, arglos und gern gefolgt. Unweit des Schlosses hatte sie Herberge gefunden und dort, als wären sie im besten Einverständniß, als läge nichts zwischen ihnen, hatten die Gatten sich wiedergesehen und sich eine gegenseitige Komödie der Lüge und des Trugs vorgespiegelt.

Das Volk hatte sich verlaufen; unter Trommelschlag verließen die Musketiere, unter schallenden Hörner- und Trompetenklängen Jäger und Dragoner den Platz. Porzia schritt mit Beppo an den Häusern hin, anscheinend ruhig, aber er hatte den Alten am Arme gefaßt und hielt ihn fest, wie mit zermalmender Klammer.

„Nun?“ stieß er zwischen den Zähnen hervor; der Alte, ergriffen von der Wucht des Augenblicks

und der furchtbaren Erschütterung seines Herrn, mußte anhalten und tief Athem holen, ehe er die Worte: „Er ist es!“ zu stammeln vermochte.

„Gut!“ knirschte Porzia und eilte hinweg, Teresa's Wohnung zu.

Dieser waren indeß die Stunden in nicht minderer Erregung verflossen. Bald eilte sie hastigen Schrittes durch das Gemach, als vermöge sie den stürmenden Pulsschlag ihres Blutes nicht zu bändigen, bald sank sie zum Tode erschöpft auf ihr Ruhebett; im einen Augenblick fühlte sie sich von Fieberglut überwallt, daß sie das Fenster aufriß und die eindringende scharfe Winterluft wie eine Erquickung einsog; dann schauderte sie zusammen im herben Frost, daß ihr der Herzschlag zu stocken drohte. Ihr Aussehen war das einer Fieberkranken; sie war noch immer schön, aber die Schönheit war unheimlich geworden, aus den Augen loderte düsteres Feuer so hoch empor, daß es über ihr zusammenschlug — sie war nicht mehr Herrin ihrer selbst. Die Leidenschaft, mit der sie anfangs gespielt, die sie dann verächtlich abzuschütteln geglaubt, war Meisterin über sie geworden, und die sehnlich erwünschte Zusammenkunft von Linz hatte, weit entfernt, sie zu beruhigen, nur dazu gedient, den Täuschungen, in denen sie sich gewiegt, eine neue, noch größere hinzuzufügen.

Der kränkende Gedanke, daß er sie verschmäht, verlassen, daß er sie so leicht und schmerzlos aufgegeben, hatte ihre Neigung zu Karl Albert gestachelt und gereizt. Hätte sie die Gewißheit in sich getragen, trotz der Trennung doch geliebt zu sein, so hätte sie vielleicht die Kraft in sich gefunden, freiwillig zu entsagen, aber mit dieser Gewißheit war auch die erträumte Kraft züsammengebrochen, wie die Rebe mit dem Stab, der sie tragen soll. Die so heiß ersehnte letzte Unterredung hatte, statt die Glut zu dämpfen, Oel in dieselbe gegossen: Liebesschmerz und Sehnsucht brannten in entfesselten Flammen, jedes Widerstandes spottend, empor. Sie vermochte nicht mehr den Gedanken zu ertragen, daß sie den Mann ihrer Liebe nicht besitzen solle; sie begriff nicht mehr, daß unübersteigliche Schranken sie von ihm trennten, wie er von ihr geschieden war, sie trotzte allen diesen Hindernissen und all ihr Sinnen und Brüten ging dahin, ihn ganz, unwiderstehlich und unwiderruflich an sich zu fesseln.

„Was bringst Du für Nachricht?“ rief sie der eintretenden Dienerin entgegen. „Hast Du den Mann gefunden? Wird er kommen?“

„Ich habe ihn gefunden“, erwiderte das Mädchen, „er folgt mir auf dem Fuße.“

„Und weiß er?“ fragte Teresa unsicher.

„Alles“, entgegnete das Mädchen lachend; „ich habe mich ganz erbärmlich angestellt, daß er mir wohl glauben mußte.“

„Und ist es derselbe, den wir schon auf der Traunburg gesehen?“ fragte Teresa.

„Gewiß“, erwiderte das Mädchen. „Er sagte, der gnädige Herr habe ihm den Laufpaß gegeben, weil er die Geduld verloren habe. Er ist auch sonst nicht zu verkennen. Die Narbe über das ganze Gesicht bestätigt, daß es der Nämliche ist, der immer mit dem gnädigen Herrn im geheimen Thurm der Traunburg laborirt hat. Da ist er schon“, fuhr sie leiser fort, als vor der Thür Schritte hörbar wurden. „Ich habe ihm gesagt, er solle ein Zeichen geben, wenn er kommt, und dreimal mit dem Fuße stampfen; er läßt nicht auf sich warten.“

Auf den Wink der Herrin öffnete die Zofe die Thür und ließ den Erwarteten eintreten. Es war der Adept von der Traunburg, Wolf, der flüchtige Oberfalkner.

„Fürchte Er sich nicht“, sagte Teresa nicht ohne Befangenheit, „ich habe Gutes mit Ihm vor.“

„Ich fürchte mich auch nicht“, entgegnete Wolf keck und nach der Zofe blinzelnd, die sich ans Fenster gesetzt hatte und ein Tuch vors Gesicht hielt, als ob

sie weine; es entging ihm nicht, daß sich ihre Lippen dahinter zum Lachen verzogen. „Ich weiß von der Traunburg her, daß Ihr eine gnädige Herrin und Gebieterin seid!"

„Das bin ich auch und will es Ihm zeigen", sagte Teresa. „Meine Marianka hier, das arme Ding, ist krank, ich habe sie lieb und möchte sie hergestellt wissen."

„Sie hat mir ihr Uebel schon geklagt", entgegnete Wolf lachend, „ich soll einen Ungetreuen wieder zu ihr zurückbringen."

„Und vermag Er das? Kann Er ihr helfen?" fragte Teresa gespannt.

„Gewiß", entgegnete Wolf; „wenn man die große Kunst lernt, bekommt man allerlei kleine Künste in den Kauf. Ich kann ihr helfen; ich kann ihr ein kräftig Tränklein kochen; wenn sie dem Ungetreuen das selbst zu trinken gibt, ohne daß er es merkt, hat er keine Ruhe mehr und muß zu ihr zurück und wenn er anderswo mit stählernen Ketten angenietet wäre!"

„Er vermißt sich sehr viel", rief Teresa erglühend, „aber ich will Ihn königlich belohnen, wenn Er hält, was Er versprochen. Er soll sehen", fuhr sie sich besinnend gelassener fort, „was ich auf meine Marianka halte! Dieser Beutel Gold ist Sein, wenn

Er das Tränklein heute noch bringt; ein zweiter, noch einmal so schwerer folgt, wenn Seine Kunst sich bewährt haben wird."

„O, wie kann ich für so viele Güte danken", rief das Mädchen, eilte, immer noch das Gesicht mit dem Tuche verhüllend, zu Teresa hin und warf sich vor ihr auf die Kniee.

Wolf's Augen funkelten vor Gier, während er des leicht zu durchschauenden Gaukelspiels lachte. „Die beiden Beutel sind schon so gut wie mein", rief er. „Sowie es dunkel wird, komme ich wieder und bringe das Fläschchen, aber wer es braucht, muß genau damit verfahren, wie ich es sage, sonst hat es keine Kraft."

„Was muß geschehen?" fragte Teresa hastig. „Sage Er mir Alles, das heißt", setzte sie sich abwendend hinzu, „nicht mir, ich frage nur wegen Marianka, die muß es wissen."

„Das versteht sich", sagte Wolf hämisch, „wer soll es sonst gebrauchen? Ihr, Frau Fürstin, doch nicht? Ihr bedürft keiner Liebestränke. Abgemacht also, ich werde das Fläschen bringen. Es ist nicht groß, man kann es in der hohlen Hand verbergen; aber die es gebraucht, muß es selber einschenken und dem Manne reichen, nur in ihrer Hand hat es die rechte Kraft.

Während er dann trinkt, muß sie die rechte Hand ans Herz legen und ihn unverwandt ansehen und bei sich selber dreimal sagen:

Bilsenkraut und Fingerlein,
Dreimal drei, dann bist du mein."

„Gut", sagte Teresa und winkte ihm abgewandt, sich zu entfernen, „Marianka soll nichts vergessen. Mit Anbruch der Dunkelheit erwarte ich Ihn, Er wird wohl den Weg finden. Hier hat Er einstweilen Handgeld." Sie warf ihm einen Beutel zu, den er mit gewandter Hand auffing.

„Ich kenne den Weg", rief er lachend, „aber solche Funkelaugen machen auch die finsterste Nacht zum Tag!" Er ging, während die Zofe das Tuch vom Gesicht nahm und mit schelmischem Lachen zu ihrer Gebieterin aufblickte.

„Nun", sagte sie, „habe ich meine Sache nicht gut gemacht?"

„Meisterlich", entgegnete Teresa; „ich bewundere Deine Verstellungskunst und werde Dir ewig dankbar sein! Sieh zu, daß Alles gehörig vollendet wird, halte pünktlich mein Gewand bereit und dann bestimme selbst Deinen Lohn!"

Rasch eilte Wolf die Treppe hinab und durch die bereits dämmernde Hausflur dem Thore zu, als er

sich plötzlich angehalten und von kräftigen Männerarmen gefaßt fühlte. Er war dem Fürsten und Beppo in die Hände gelaufen.

„Halt, wer da?“ rief Beppo, der ihn an der Kehle gepackt hatte und mit dem Vortheil der Ueberraschung festhielt. „Diavolo“, fuhr er, ihn erkennend, fort, „wie kommt der Kerl hierher! Seht einmal, gestrenger Herr, welchen Fang wir gemacht haben!“

„Wirklich? Du hier, Schurke?“ rief dieser, näher tretend, indem er zugleich den Weg verstellte und die Hand an den Degen legte. „Was hast Du hier gewollt, wo die Fürstin wohnt? Hast Du noch nicht genug an Betrug und Raub, die Du an mir begangen? Bekenne, Kerl, oder ich renne Dir den Degen in den Leib!“

„Machen Sie keinen Lärm, gestrenger Herr“, sagte Wolf gefaßt, „ich will Ihnen Alles sagen, ist doch nichts Bedenkliches dabei! Ich habe Sie nicht betrogen; meine Schuld ist es nicht, wenn das Laboriren nicht gelingen wollte und ich, Ihren Zorn fürchtend, es für gerathen fand, ihm aus dem Wege zu gehen. Das bischen Reisegeld, das ich mitgenommen, hätten Sie mir wohl selber gegeben — es ist auch lange verzehrt. Ich wollte nach Holland und überlegte eben, wie ich das mit leeren Händen zu Wege bringen

sollte, als mir hier die Dienerin der Fürstin, die blonde Marianka begegnete; da fiel es mir ein, zur Fürstin zu gehen und sie zu bitten, sie möge ihre milde Hand gegen mich aufthun. Es war auch nicht umsonst, sie gab mir diesen Beutel mit Gold als Reisezehrung!"

„Glaubt es nicht, gestrenger Herr!" rief Beppo. „Das ist nicht wahr, so viel Geld gibt man nicht als Reisezehrung, das hat er gestohlen oder sonst durch eine Teufelei bekommen!"

„Gesteh', Elender", rief Porzia wieder, „oder Deine Stunde hat geschlagen und Du kommst nicht lebend von der Stelle!"

Wolf schaute mit raschem Blick um sich, um zu prüfen, ob seine Lage wirklich so verzweifelt sei, dann erwiderte er gelassen: „So will ich's denn bekennen, Herr! Warum sollte ich auch schweigen? Es ist nichts dabei, was mir schaden könnte. Ich hatte Marianka gesehen und war eben im Begriffe, mich zur Fortsetzung meiner Reise an die Fürstin zu wenden, deren Anwesenheit ich auf diese Weise erfahren hatte, da kam mir das Mädchen wieder in den Weg. Sie hatte mich auch gesehen und war mir nachgegangen, weil sie ein Anliegen hat, bei dem ich helfen soll. Weil sie mich von der Traunburg her als Schwarzkünstler kennt, meinte sie, daß ich wohl auch im Stande sein

würde, ein Liebestränklein zu brauen — ihr Schatz ist ihr untreu geworden und hat von ihr gelassen!“

Der Fürst zuckte zusammen wie unter einem Dolchstoß.

„Wirklich? Marianka?“ murmelte er.

„Natürlich, wer sonst!“ entgegnete Wolf tückisch. „Die Frau Fürstin hat das Mädchen über die Maßen lieb, darum ließ sie mich kommen und redete mir zu, ich sollte das Tränklein recht tüchtig machen, daß das Mädchen wieder seines Lebens froh werden könne. Was wollt' ich machen? Sie bot mir Gold über Gold und hat mir dies da als Handgeld gegeben. Heute noch, sobald es dunkel wird, soll ich das Fläschchen bringen und so habe ich denn zugesagt.“

„Du hast recht gethan“, sagte Porzia dumpf. Die Worte Wolf's hatten wie ein zündender Blitz in die umnachtete Seele geschlagen: Verderben und Unheil loderten, Tageshelle verbreitend, in wildem Brande empor. Jetzt hatte er gefunden, worüber er so lange gebrütet und gesonnen; nun war die furchtbarste, die vollständigste Rache gefunden, nun war der Schänder seiner Ehre verloren, die Treulose selber sollte mit eigener Hand das Strafgericht an ihm vollziehen.

„Höre, Bursch“, sagte er nach kurzem, wortlosem Besinnen, „Du bist in meiner Hand. Du hast mich

durch falsche Vorspiegelungen betrogen, bist entflohen und hast mich obendrein beraubt. Ein Wort von mir genügt, Dich in die Hände des Richters zu geben, aus denen Du nur entrinnen wirst, um in jene des Henkers überzugehen."

„Ja", sagte Wolf mit hündischem Knurren, „ich bin dumm gewesen, die Falle ist zugeklappt hinter mir!"

„Ich will sie wieder öffnen, ich will Dich herauslassen", sagte der Fürst. „Du sollst frei ausgehen wie Wind und Licht und ich will Dir Deine Taschen mit echtem Golde füllen, wenn Du thust, was ich begehre."

„Sie machen mich neugierig, gestrenger Herr", sagte Wolf überrascht.

„So vernimm, was ich begehre", fuhr Porzia fort, indem er Beppo einen Wink gab, an der Thür Wache zu stehen, damit sie nicht gestört oder behorcht werden könnten. „Du hältst, was Du versprochen hast, Du kommst zur bestimmten Zeit und überbringst das Fläschchen für Marianka, aber Du füllst es mit einem Trank anderer Art. Der von Dir verlangte soll Feuer anfachen, ich verlange von Dir einen solchen, der Feuer löscht für immer!"

„Gestrenger Herr", rief Wolf zurücktretend, „was

verlangen Sie von mir? Das geht an Hals und Kragen!"

„Als ob Du Hals und Kragen nicht schon zehnfach verwirkt hättest! Weigerst Du Dich, so bist Du verloren, ich aber rette Dich. Also schnell, entschließe Dich, wir haben keine Sekunde zu verlieren!"

„Das Messer kitzelt mich an der Kehle", sagte Wolf, „und obendrein, ohne daß ich weiß, wem der kostbare Trank munden soll, soll ich mich in solche Gefahr begeben? Was ist mir der ungetreue Schatz der blonden Marianka? Was kann er für Euch sein, gnädigster Herr?"

„Schweig' und gehorche", unterbrach ihn Porzia mit flammendem Blick, Wolf aber trat ihm, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, etwas näher und drückte die Stimme zu leisem Flüstern herab.

„Mir fuhr's da eben wüst durch den Sinn", sagte er. „War die, der das Tränklein gehört — die blonde Marianka mein' ich — nicht in München, als Sie freiten, gestrenger Herr? Hieß es damals nicht — Ha", fuhr er, in wüstes höhnisches Lachen ausbrechend, fort, „jetzt ist es ein Anderes, gestrenger Herr, jetzt rathe ich, wer das kostbare Tränklein schlürfen soll, und jetzt bin ich auch zu Ihren Diensten. Dem, der ge-

meint ist, will ich wohl den Mundschenk machen und das Tränklein würzen, daß es ihm gewiß gedeihen soll!" Noch einige flüsternde Worte der Verabredung, dann verschwand Wolf in der finstern Straße, Porzia stieg die Treppe hinan, um Teresa zu besuchen.

„Ich komme, mich nach Deinem Befinden zu erkundigen, meine Theure", sagte er, indem er sich neben dem Ruhebette, auf dem sie saß, niederließ. Sie hatte das Gesicht von ihm ab gegen die Wand gerichtet und bewegte sich nicht.

„Fühlst Du noch immer keine Besserung?" fragte er wieder.

„Nein", sagte sie, „ich befinde mich eher noch schlimmer, es ist, als ob ich Feuer statt Blut in den Adern hätte."

„Beruhige Dich nur noch kurze Zeit", entgegnete er mit eisiger Gelassenheit, „ich habe so eben von einem Mittel gehört, das diese Glut zuversichtlich löscht; morgen sollst Du es haben."

„Ich danke Dir, Carlino", entgegnete sie schwach. Er schwieg einen Augenblick, dann drückte er leichthin sein Bedauern aus, daß sie unter diesen Umständen wohl nicht vermögend sein werde, dem Ball beizuwohnen.

„Verschone mich damit“, bat sie mit klagender Stimme, „ich vermag kaum mich aufrecht zu halten.“

„Das beklage ich von Herzen“, rief er, sich erhebend. „Ich weiß ja, daß Du solche Festlichkeiten liebst, und freute mich schon, Dich als Königin des Festes von allen bewundert zu sehen; ich beklage es um so mehr, als so viele werthe Münchner Gäste anwesend sind.“

„Es ist unmöglich“, seufzte sie wieder, „ich bin zu leidend; der Schlaf wird mich stärken.“

„So will ich dem sanften Genius nicht länger im Wege sein“, sagte er, indem er ihre Hand ergriff und schnell wieder fahren ließ. „Du klagst über Hitze und Deine Hand ist kalt, kalt wie die Hand einer Todten! Gute Nacht! Ich muß Dich leider Dir selber überlassen, denn Du begreifst wohl, daß ich bei dem Feste nicht fehlen kann. Gute Nacht, Teresa, auf Wiedersehen!“

Er ging von Marianka geleitet, die den Leuchter vom Tische nehmend an die Thür trat, an derselben aber anhielt und sich so stellte, daß sie verschiedene Kleider und Tücher verdeckte, welche unordentlich auf einen Stuhl geworfen waren. Porzia schien es nicht zu beachten, doch gewahrte er wohl, daß unter den

Tüchern ein schwarzes Seidengewand mit Purpurbändern besetzt hervorsah.

Indeß hatte Kordel längst die Base in die Wohnung geleitet und zu Bette gebracht, denn der Anfall hatte sie diesmal stärker angegriffen und in einen Zustand von Ermattung versetzt, der es ihr unmöglich machte, ihrem Geschäft und ihren Diensten nachzugehen. So war es Kordel allein zugefallen, die Gewänder für die Prinzessinnen fertig zu machen, was auch mit Hülfe einer alten vertrauten Person gelang. Als Werkstatt war auf Judith's Rath eine Stube am Ende eines langen Corridors gewählt worden, der wenig begangen wurde, weil sich dort meist nur leere Räume und Vorrathskammern befanden. Sie lag im Erdgeschosse eines Hintergebäudes, dem neuen noch unvollendeten Schloßflügel gegenüber; eine noch unfertige Freitreppe führte zu der künftigen Terrasse empor, auf welche die hohen Fenster des kunstvollen Wintergartens mündeten.

Ueber der Arbeit war die Dämmerung eingebrochen. Kordel hatte den Pack gefertigter Kleider der Kammerfrau übergeben, die von den Prinzessinnen in ihrer Ungeduld danach geschickt worden war; sie entließ die Gehülfin und hatte eben begonnen, die Stube zu ordnen und die Spuren der Arbeit zu be-

seitigen, als es ihr vorkam, als ob draußen auf dem halbdunklen Gange ein schleichender Tritt und jener eigenthümlich wischende Laut hörbar würde, wenn Jemand, der des Weges nicht ganz sicher ist, sich mit den Händen vorsichtig an den Wänden forttastet. Kordel horchte auf, jetzt kam es näher, sie hörte, wie Jemand nach der Thürklinke griff, und wollte sie rasch öffnen, als diese von selbst aufging und Wolf auf die Schwelle trat.

Das Mädchen stand ihm gegenüber, die hochgehobene Leuchte in der Hand; sie entfiel ihr beinahe, als sie den Ankömmling erkannte und mit einem leichten Aufschrei des Schreckens zurücktrat.

„Sieh da, was für ein schmeichelhafter Empfang!" sagte Wolf, das zerstörte Angesicht zu einem Lachen verzerrend, das wie Grinsen aussah. „Du erschrickst ja vor mir wie vor einem bösen Geist!"

„Ihr seid's, Vetter", sagte sie, sich fassend, „Ihr seid's wirklich? So habe ich doch recht gesehen diesen Mittag?"

„Bei der Ankunft des gestrengen Herrn von Baiern, meinst Du wohl?" fragte Wolf. „Hast Du mich doch bemerkt und nicht ganz vergessen, wie ich aussehe? Ganz recht, da war es auch, wo ich Dich erblickte. Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen

sollte, und hätte eher meine Bekehrung erwartet, als daß ich mein Pflegetöchterchen, meine Kordel in Mannheim antreffe! Kannst Dir wohl denken, daß ich mich nach Dir erkundigt und Dich ausgekundschaftet habe bis ich wußte, wo ich Dich unter vier Augen finden könnte."

„Warum thut Ihr das?" fragte Kordel. „Habt Ihr doch keine Ursache dazu. Wollt Ihr denn nicht bleiben und Base Judith kennen lernen?"

„Ja, ja, habe schon gehört", rief Wolf, „daß hier noch eine Base lebt, an die kein Sterblicher mehr gedacht und von der kein Mensch etwas gewußt hat. Ich hätte mich auch gefreut, die Tochter meines Namensvetters Wolf kennen zu lernen, der auch mein Vorfahrer auf der Landstraße war, aber ich kann nicht bleiben! Ich hätte sonst wohl auch den Besuch auf morgen verschoben, aber morgen bin ich schon weit über die Berge und über den Rhein. Ich muß diese Nacht noch fort!"

„Vetter", rief Kordel, die den Leuchter weggestellt hatte, und schlug die Hände zusammen, „was ist's mit Euch? Finster und verschlossen seid Ihr immer gewesen, aber manchmal kam doch ein guter Blick aus Euern Augen und aus Euerm Mund ein gutes Wort. Jetzt seid Ihr, daß man sich vor Euch fürchten muß.

Vetter, was ist's mit Euch, Ihr seid ja ganz verwildert?"

„Ich glaub' es wohl", rief er wüst; „ist auch kein Wunder, wenn man nirgends eine bleibende Stätte hat, wenn man gehetzt wird und immer die Meute hinter sich hat wie ein wildes Thier!"

„Aber warum ist das so, Vetter?" erwiderte Kordel eifrig. „Das müßte ja nicht sein. Ihr könntet noch immer —"

„Fange nicht wieder an mit Deiner Predigt", sagte er unwillig, „ich kann sie nicht mehr brauchen, ich habe das Ohr dafür verloren, in Sturm und Wetter ist eine Rinde um mich gewachsen, durch die Dein Streicheln nicht mehr dringt! Ich muß fort, also lebe wohl, Kordel. Das ist keine Redensart, wenn ich lebe wohl sage", fuhr er er fort, indem er innehaltend sie betrachtete und etwas wie eine weiche Regung über sein Antlitz ging, „Dich habe ich immer gern gehabt, Dich habe ich noch gern, Dir wünsch' ich, daß es Dir recht gut geht, daß Du glücklich wirst und wirklich wohl lebst. Ich verlange nicht, daß Du von selber an mich denkst, wenn ich fort bin, wirst Du schon an mich erinnert werden."

„Vetter, Ihr seid schrecklich", sagte Kordel ängstlich, „Ihr habt nichts Gutes vor."

„Nein, ich habe nichts vor“, sagte er roh. „Was ich vorhatte, ist schon gethan. Es wäre nichts Gutes, meinst Du? Wie man's nimmt! Es wird Leute geben, die es sehr gut finden, weil es in ihren Kram paßt. Ich denke, Frieden stiften wäre immer etwas Gutes, und ich will Frieden machen im ganzen Lande, so gründlich als nur immer möglich.“

„Es wäre entsetzlich, Vetter, wenn ich Euch verstände! Was soll das heißen?“

„Was das heißen soll? Daß man nicht umsonst sich sein Lebelang abmüht, die Goldtinctur und das Lebenselixir zu finden, wenn man nicht auch einmal das Gegentheil zu Wege brächte! Hast Du einen so harten Kopf zum Rathen, daß Du nicht weißt, was und wen ich meine? Es gibt einen Menschen“, fuhr er fort, indem er zu ihr hintrat, sie hart an dem Arm faßte und ihr ins Ohr flüsterte, „einen Menschen, den ich hasse, wie man nur hassen kann! Ich habe es ihm geschworen — damals, wie er mich zum Galgen verurtheilte, hab' ichs bei meiner armen Seele geschworen, es soll ihm nicht vergessen und heimgegeben werden — jetzt habe ich ihn zum Tode verurtheilt. Freilich an einen messingbeschlagenen Galgen kann ich ihn nicht hängen, dafür ist mein Tod kürzer und sicherer.“

„Herr mein Gott", rief Kordel außer sich vor Entsetzen, „mir dröhnt der Kopf, als hätte ich einen Schlag mit einer Keule bekommen, meine Sinne schwindeln. Was wollt Ihr thun? Er hat Euch wohl verurtheilt, aber er hat es wieder zurückgenommen. Er hat Euch begnadigt und auf meine Bitte befohlen, daß man Euch nicht verfolgen soll."

„So? Hat er das gethan? Hat er mich begnadigt?" rief Wolf wild. „Und glaubst Du, daß ich ihm das danke? Ich brauche und will keine Gnade, wo das Urtheil selbst ein Verbrechen war! Hab' ich etwas Anderes gethan, als was er von mir verlangte? Er ließ mich also nicht verfolgen? Was will das heißen? Sie hätten mich doch nicht eingeholt, ich danke es ihm nicht! Er war mein Unglück. Ich war Falkner geworden und hätte vielleicht das unselige Treiben ganz aufgegeben, wenn er mich nicht gereizt und gestachelt hätte. Er hat mich verleitet und, als es fehlschlug, von sich gestoßen wie einen Hund, dem man einen Fußtritt gibt. Du hast für mich gebeten? Ich danke Dir auch dafür nicht. Meinst Du, ich wüßte nicht, was unter Euch vorgegangen? Er hat Dich betrogen, wie mich — ich will's ihm heimgeben für uns beide!"

„Nicht für mich, nicht für mich", rief Kordel in

Thränen ausbrechend, „ich habe ihm längst verziehen.“

„Sieh, wie weichherzig!“ höhnte Wolf. „Ich bin dafür durch viele Feuer gehärtet, ich schmelze nicht mehr so leicht.“ Er wandte sich und wollte der Thür zu; Kordel hielt ihn und klammerte sich an ihn.

„Nein, nein“, rief sie, „ich lasse Euch nicht! Bei Allem, was heilig ist, beschwör' ich Euch —“

Wolf lachte grell auf. „Närrin“, rief er, „Deine Worte gleiten an mir ab wie Wassertropfen an Gestein. Ich habe nichts mehr, was mir heilig ist.“

„Es ist nicht möglich“, jammerte Kordel. „So ganz könnt Ihr nicht verloren sein. Beim Andenken meiner Mutter, die Ihr einst geliebt —“

„Schweig'“, unterbrach er sie wild, „auch die Erinnerung wirkt nicht mehr, ich habe sie auch weggeworfen! Sie war's, die mich in die Welt hinausgetrieben, sie ist schuld an Allem, was kam. Du bemühst Dich vergebens, also laß mich! Es ist auch vergeblich so wie so! Das Rad ist schon im Rollen, ich kann es nicht mehr aufhalten, selbst wenn ich wollte; die Mine ist gelegt, der Schwefelfaden glimmt bereits und vielleicht in diesem Augenblick —“

„Nein, es kann, es darf nicht zu spät sein“, rief

Kordel in höchster Angst, indem sie Wolf losließ und der Thür zueilte.

Er kam ihr zuvor und drängte sie zurück.

„Ist es so gemeint?“ rief er mit dem Knurren eines Raubthieres. „Du willst warnen und Lärm machen und den Vatersbruder ans Messer liefern zum Dank für all das, was er an Dir gethan? Dafür will ich sorgen. Du wirst hier die Stube nicht eher verlassen, bis Du mir nicht mehr schaden kannst.“ Damit hatte er sie mit starker Faust zurückgeschleudert, daß sie taumelte und niederstürzte; dann verließ er das Zimmer und warf die Thür hinter sich ins Schloß. Mit vergehenden Sinnen hörte Kordel das Knirschen des im Schlosse sich drehenden Schlüssels. Gleichzeitig verkündeten festliche Trompeten, durch die Entfernung gedämpft, daß drüben die Tafel zu Ende sei und das Ballfest beginne.

Im Laufe des Tages waren die drei fürstlichen Paare zum Traualtar und dann zum Festmahl gezogen, dessen Pracht und Reichthum mit der Schönheit und Trefflichkeit um die Palme rangen. In dem glänzenden, von einem Lichtmeere durchfluteten Saale saß die nicht minder glänzende Versammlung zwischen den schimmernden Silber- und Krystallgeschirren, umweht von dem feinen Dufte köstlicher Speisen und der herrlich-

sten Weine, umsäuselt von den schmeichelnden Tönen Lully'scher Musik, die von der Estrade süß gleich Honigtropfen herniederträufelte, umrauscht von den immer stärker wehenden Fittigen des Frohsinns und des Glücks. Was die Welt an Genüssen zu bieten vermochte, war auf der Tafel wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn ausgeleert; zwischen den zum Genusse lockenden Speisen prangten kostbare und kunstvolle Prunk- und Schauessen, bestimmt, durch allerlei Kurzweil die Unterhaltung immer wieder anzufrischen, wie man den Duft des Weihrauchs durch immer frische Körner nährt. In der Mitte der Tafel erhob sich eine kleine, der Wirklichkeit bis ins Geringste treu nachgebildete Festung, welche plötzlich aus ihren Geschossen ein Kreuzfeuer mit zierlichen Kugeln eröffnete und springenden Wein in Bogen wie Bomben emporsteigen ließ. Auf einer Pastete waren das Paradies und der Sündenfall mit beweglichen Figuren angebracht, wie Eva im Garten von Eden lustwandelte; die Schlange wand und ringelte sich um den Stamm des Apfelbaums und ihr entgegen, das kleine Figürchen griff nach der verhängnißvollen Frucht, führte sie zierlich zum Munde und reichte sie dann dem neugierig heranhüpfenden Vater der Lebendigen, der dieselbe Bewegung wiederholte, dann aber seiner Eva den Arm bot,

um zur Belustigung der Zuschauer mit ihr in einer Höhle aus Felsen von Zuckerkand zu verschwinden. Ein anderes Gericht stellte einen mächtigen sitzenden Adler dar, der sich mit einem Male kunstvoll auseinander legte und in einen kleinen Nachen verwandelte, in welchem der Leibzwerg des Kurfüsten saß und mit seinem Fahrzeug zierlich zwischen den Gedecken einherfuhr, um den Brautpaaren winzige, aber darum nicht minder kostbare Geschenke zu bringen. Dazwischen schmetterten von Zeit zu Zeit Paukenschlag und Trompetenklang, um weithin der schweigenden Winternacht zu verkünden, daß ein Trinkspruch aufs Wohl der jungen Paare oder einen der hohen Gäste ausgebracht worden war.

Dann rollte der Vorhang der Estrade auseinander und ein mythologisch-allegorisches Spiel, das bei keinem solchen Feste fehlen durfte, begann. Es war das Werk eines französischen Dichters und der alte Kurfürst fand große Genugthuung darin, seinen Gästen erzählen zu können, welche Mühe es ihm gekostet, die Dichtung zur rechten Zeit aus der Stadt Ludwig's XV. zu erhalten, und wie dem Poeten jeder der klingenden Alexandriner mit einem goldenen Abbild des genannten Königs aufgewogen werden mußte. Der Rhein und der Neckar als schilfbekränzte Götter erschienen,

neben ihren Flußurnen liegend, wie sie ihre Gewässer vereinigen und in einander gießen, und erzählten sich von drei Schäferinnen, die an Schönheit, Liebenswürdigkeit und Geist nicht nur alle andern Erdenkinder verdunkelten, sondern sogar den Neid der Götter im Olymp erregt hätten. Minerva kam, sich zu beklagen, daß eine Sterbliche ihr den Ruhm der Weisheit streitig mache, Juno eiferte, sich den Vorrang der Schönheit entrissen zu sehen; sie verabredeten sich zum Verderben der Nebenbuhlerinnen. Da erschien Fama mit mächtigen Flügeln und der weltverkündenden Trompete und brachte die Nachricht, daß ihre Mühe vergebens sei, die ganze Welt sei bereits von dem Ruhm der drei Schäferinnen erfüllt und liege huldigend zu deren Füßen. Diese Nachricht war natürlich nur geeignet, den Groll der Göttinnen noch zu steigern, als Venus, von Amor und Hymen geleitet, erschien und den Zürnenden verkündete, daß die Schäferinnen die Hoheit der Liebe anerkannt und sich ihrem Scepter unterworfen hätten. Das versöhnte die Himmlischen; der Neid wich der Bewunderung; Minerva und Juno ergingen sich nun selbst im begeisterten Preise der Schäferinnen; Juno nahm sie unter ihren besondern Schutz, während Minerva deren Bräutigame zu ihren Lieblingen wählte, Venus aber die ganze Götterwelt auf=

bot, den Sieg der Götter und die dreifachen Hymenäen mitzufeiern. Auf der verwandelten Scene wurde der ganze Olymp sichtbar und beugte sich huldigend vor den Namenszügen der Gefeierten, die über dem Throne Jupiter's in Brillantsternen funkelten.

Der Schluß des Spiels war zugleich das Zeichen zum Beginne des Balls; Gastgeber und Gäste erhoben sich, um in der Kühle des anstoßenden Grottensaals zu lustwandeln, während Hunderte von Händen, wie durch unsichtbaren Zauber gelenkt, die Tafel beseitigten und nur so viel an Schenken und Kredenzen übrig ließen, als nöthig schien, ein während des Tanzes auftauchendes Verlangen nach Erfrischung nicht unbefriedigt zu lassen. Die Gesellschaft blätterte sich in einzelne Gruppen auseinander, wie ein losgebundener Blumenstrauß auseinander fällt und im Zerfall eine Menge neuer, noch schönerer und farbenprächtigerer Verbindungen bildet. Viele zogen sich auf kurze Zeit zurück, um dann in längst bereit gehaltenen Masken und Verkleidungen wieder zu erscheinen, sodaß allmälig die ganze Versammlung das Ansehen änderte und einem bunten Gemenge verschiedenartiger einheimischer und exotischer Blumen und Blüten glich, das eine muthwillige Hand durcheinander gerüttelt. Scherzende Laune und muthwillige Neckerei plauderten und lachten

durcheinander, und als die Musik die einzelnen und zerstreuten Gestalten zu Paaren zu locken begann, da war es, als sei außerhalb des glänzenden und fröhlichen Saales keine Welt mehr vorhanden, als gebe es kein Elend und keine Noth, die draußen lauerte, kein Unglück, das an die kostbaren Thorflügel zu pochen und Einlaß zu fordern vermöchte. In den abwechselndsten Trachten drängten die Herren und Damen der verschiedenen Hofstaaten durcheinander, während der Kurfürst, seine Gäste und die Prinzen nach Venetianersitte bunte Seidenmäntel um die Schulter geworfen hatten. Alle Welttheile und Nationen hatten Vorbilder geliefert. Neben der Römerin mit dem weißen Sonnendeckel wanderte die Bäuerin aus dem nahen Schwarzwald mit der langbebänderten Haube und die Tirolerin im großen breitrandigen Hut; der Spanier im rothen Haarnetz, gestickter Jacke und Schärpe ging Arm in Arm mit dem Schotten im gewürfelten Plaid und der Federmütze und dem Türken, der in Kaftan und Turban bedächtig einherschritt. Zur Erhöhung des Scherzes war für die ersten Stunden das Tragen der Masken gestattet, die dann auf ein gegebenes Zeichen sämmtlich fallen mußten.

Die Prinzessinnen versäumten nicht, in ihren Wahrsagergewändern zu erscheinen und sich mit

ihren jungen Männern zu necken, bis die Verstellung durchschaut war und zu allseitiger Befriedigung jeder glücklich seine Braut herausgefunden hatte.

Karl Albert schritt mit dem Kurfürsten Karl Philipp durch den Mittelsaal dem künstlichen Garten zu, aus welchem Pflanzenduft und erfrischende Kühle einladend herüberwehten. Der alte Herr war eben daran, ihn durch die Erzählung des Schanzensturms von Neuhäusel zu unterhalten, als er von Wachtendonk abgerufen wurde, der noch seiner Befehle wegen einzelner Anordnungen bedurfte. Er verabschiedete sich von seinem Begleiter, der gelassen das fröhliche Gewühl überblickte, als eine weiche Hand sich auf seinen Arm legte und eine noch weichere Stimme ihm zu flüsterte:

„Begehrst Du nicht Deine Zukunft zu wissen, Herr?“ Es war eine in dunkles Gewand mit rothen Schleifen gehüllte Zigeunerin. „Zeige mir Deine rechte Hand, ich will sie Dir verkünden!“

„Ich glaube nicht an Prophezeiungen“, erwiderte Karl Albert, überrascht von Ton und Gestalt der Fragenden. „Die Zukunft weiß Niemand zu enträthseln.“

„Doch“, entgegnete die Maske, „die Vergangenheit ist die Saat, aus der die Zukunft keimt. Wer

also die Vergangenheit kennt, kann auch die Zukunft errathen."

„Und ist Dir meine Vergangenheit so bekannt, Maske?" fragte er ahnend.

„Wie kannst Du so fragen!" flüsterte es entgegen. „Hat Rinaldo den Glauben verloren an die Welt des Zaubers?"

Karl Albert schauderte, als würde er an einer wunden Stelle berührt. „Ich muß wohl daran glauben", sagte er, „da ich Dich hier finde. Darf ich wissen, geheimnißvolle Prophetin, was Dich soweit hierher führt?"

„Wenn Du es wissen willst, so habe Acht und folge meiner Spur", sagte die Maske, sich abwendend, und verschwand in den Büschen des Wintergartens. Karl Albert fogte ihr mit den Blicken; nach einigem Zögern schlug er dieselbe Richtung ein.

Ein großer, schwarzgekleideter Armenier stand mit verschränkten Armen wie leblos unweit der beiden, ohne von ihnen beachtet zu werden. Nach einer Weile schritt er bedächtig nach.

In einer reizenden, aus Lorbeerbüschen geformten Laube saß die Zigeunerin; ein Diener, den sie gerufen, hatte so eben zwei funkelnde Gläser voll heißen dunkelrothen Würzweins auf das Tischchen gestellt.

Blumen blühten rings herum, starker Duft wehte von den Bäumen, die gegenüber vor den riesigen, noch unvollendeten Fenstern aufgestellt waren, um selbe zu verhüllen.

„Sie hier, Fürstin?“ rief Karl Albert, indem er sich neben ihr niederließ. „Sie sehen mein Erstaunen, Ihnen hier zu begegnen.“

„Ja, das seh' ich wirklich“, entgegnete Teresa bitter. „Sie haben es so unverhohlen gezeigt, daß man darüber nicht im Zweifel sein konnte! Sie waren nur erstaunt, Sie zeigten keine Spur, daß Sie erfreut waren, mir zu begegnen. O wir unglücklichen Frauen! Was für Thörinnen sind wir, an Liebe zu denken und an Liebe zu glauben!“

„Fürstin, was soll das?“ entgegnete Karl Albert. „Bedenken Sie, wo wir sind! Ich hätte Ihrem Rufe nicht folgen sollen, es wäre besser gewesen, wenn ich es nicht gethan, aber ich fürchtete, Ihnen wehe zu thun, wenn ich es verweigerte.“

„O Dank, tausend Dank dafür, daß Sie wenigstens noch Mitleid mit mir haben!“ rief Teresa leidenschaftlich. „Sie haben ganz Recht, ich verdiene auch, daß man Mitleid mit mir hat. O, ich bin so unaussprechlich elend“, stöhnte sie mit einem Ausdruck, der dem Hörer durch die Seele schnitt.

„Mein Gott! In welcher Verfassung finde ich Sie?“ rief Karl Albert. „Sie sind ganz außer sich, Ihre Wangen lodern, Ihre Augen glühen — was kann ich für Sie thun?“

„Für mich thun?“ wiederholte sie lachend. „Nichts, nichts können Sie thun! Sie bemitleiden mich ja, was könnte ich noch mehr verlangen? Aber nein“, rief sie auffahrend, „ich will nicht lügen, ich will nicht länger heucheln, will nicht länger meine wahren Gefühle verbergen. Ich liebe Sie, Karl; ich ertrage es nicht, ohne Ihre Liebe zu leben, ich ertrage den Gedanken nicht, daß ich Sie nicht besitzen soll. O Karl, so liebt Sie Niemand wie ich, so hat Sie noch Niemand geliebt. Stoßen Sie mich nicht von sich!“

„Fürstin“, erwiderte Karl Albert, ergriffen und fast entsetzt von der Leidenschaft, die ihm aus ihren Mienen und Worten entgegenwehte, „warum reißen Sie die Thore eines Paradieses wieder auf, das uns verschlossen ist, das uns verschlossen bleiben muß?“

„Muß? Warum muß?“ rief Teresa. „Es gibt kein Müssen für einen Mann und Fürsten, der einen Willen hat!“

„Sie haben Recht“, erwiderte der Kurfürst, „aber eben der Wille ist es, der als Engel mit dem Flammenschwert vor das Paradies getreten ist. Wir hätten

uns nicht wieder begegnen sollen, Fürstin! War es nicht beschlossen, als wir von einander schieden, daß wir uns nicht mehr begegnen wollten? Fürstin, seit ich Sie nicht mehr gesehen, ist eine ernste Zeit über mir dahingezogen, ich bin mit mir zu Rathe gegangen und habe mit mir selbst gerechnet. Die Ereignisse, welche mich fortgetrieben, haben mich aus dem Taumel geweckt, in den Jugend, Müßiggang und Leichtsinn mich gestürzt hatten. Ich habe dem flüchtigen Genuß des Augenblicks entsagt, mein Dasein soll fortan höheren Zwecken gewidmet sein, es soll fortan meinen Pflichten gehören. Kehren auch Sie zu den Ihrigen zurück, rauben Sie mir nicht die Kraft, die meinigen zu vollbringen."

Teresa bebte unter der Gewalt der Erregung, als ob sie im Fieber läge.

„Entsagen?" rief sie, indem sie ihn mit großen Blicken anstarrte. „Wohlan, Durchlaucht, wenn Sie das vermocht, so sollen Sie erfahren, daß ich an Seelenkraft und Stärke des Gemüths Ihnen nicht nachstehe. Auch ich kann entsagen. Gehen Sie — diese Stunde sei die letzte zwischen uns. Wir haben uns nie gekannt", fuhr sie fort und ergriff eins der Gläser auf dem Tischchen, „aber ehe Sie gehen, ehe sich das Meer zwischen uns dehnt, trinken wir uns noch ein

Fahr' wohl! zu, wie Scheidende thun, wenn sie zu Schiffe gehen."

„Mit schwerem Herzen", sagte Karl Albert, den andern Becher ergreifend, „denn ich sehe, wie Sie leiden, und leide mit, weil ich nicht zu helfen vermag. Möge dieser Scheidetrunk Ihnen so gewiß volles Heil bringen, als meine Seele dieses aufrichtig wünscht."

Er hob das Glas an den Mund, setzte es aber augenblicklich wieder ab, denn hinter den Bäumen gegenüber erklang es wie klirrende Scherben und eine angstvoll keuchende Stimme rief: „Halt! Um Gotteswillen halt! Nicht trinken!"

Im nächsten Augenblick taumelte Kordel unter den Gebüschen hervor. Sie hatte, als sie wieder zur Besinnung gekommen, in der Angst ihres Herzens durch einen Sprung aus dem Fenster sich aus ihrem Gefängnisse befreit und war auf dem schnellsten Wege die unvollendete Terrasse hinangeeilt. Der Schrecken über das, was sie erlebt hatte, die Angst vor dem, was noch drohte, die ungewohnte Anstrengung hatten ihre Kraft so erschöpft, daß sie ohnmächtig neben dem Blumenbeete zusammenbrach. Mit letzter Anstrengung vermochte sie noch hervorzustammeln: „Nicht trinken! Es ist —"

Bestürzt blickte Karl Albert auf das Mädchen,

auf Teresa und den Becher in seiner Hand, aber im nächsten Augenblick hatte Teresa ihm denselben bereits abgenommen.

„Unwürdiger Verdacht", rief sie und stürzte denselben hastig bis zur Neige aus.

Karl Albert trat zu Kordel, die sich regte und allmälig aus der Ohnmacht aufrichtete. Wie sich besinnend, fuhr sie mit der Hand über die Stirn; als ihr die Klarheit wiedergekommen, sprang sie angstvoll auf und wiederholte unwillkürlich: „Nicht trinken! Es ist Gift!"

„Gift", rief Teresa auftaumelnd und zugleich zusammenbrechend, indem sie mit der Hand nach dem Herzen fuhr. „Ja, ich fühl' es — Gift! Ich bin betrogen! Das ist der Tod, was mir zum Herzen dringt."

Kordel eilte zu der Umsinkenden, welcher auch der Kurfürst sich näherte.

„Gehen Sie, Durchlaucht", rief sie ihm zu, „gehen Sie, ehe der schreckliche Vorfall Leute herbeiführt, hier darf man Sie nicht finden!"

„Gott, welcher entsetzliche Ausgang!" rief Karl Albert. „Gift in diesem Becher! Von ihr! Und Du bist es, Mädchen, die mich gerettet?"

„Gott sei Dank, der es gelingen ließ", rief Kordel. „Sie haben mir einst ein Leben geschenkt,

Herr, ich habe es wett gemacht. Fort, fort, ehe man man hierher kommt!"

Nahende Stimmen wurden laut. Er eilte hinweg.

Kordel kniete neben der Sterbenden nieder, die sich in Schmerzen wand und von der Bank herabglitt; sie fing sie in ihren Armen auf. Zur andern Seite trat der Armenier heran, entsetzten Blickes und erschüttert von dem unverhofften Ausgang seines Plans. Die alte Liebe schlug in ihm empor. Alle Schmach, alles Leid, das sie ihm angethan, war ausgelöscht bei dem schrecklichen Anblick.

„Rufen Sie einen Arzt", rief ihm Kordel entgegen, „vielleicht ist noch Rettung."

Er schüttelte den Kopf.

„Da ist keine Hülfe", sagte er, indem er auch neben Teresa niederkniete und ihre Hand faßte. „Die Hand ist kalt, kalt wie eine Todtenhand!"

Teresa schlug die Augen auf und ihr erstarrender Blick traf auf den Fürsten.

„Du hier, Carlo!" rief sie und versuchte vergebens, sich aufzurichten. „Du? O, dann begreif' ich wohl. Du hast Alles gewußt, das ist Deine Rache. Fluch Dir, Du Mörder, durchs ganze Leben folge Dir mein Schatten! Fluch dem herzlosen Manne,

der mich um die Größe aufgeopfert, er soll sich ihrer nicht erfreuen! Fluch —"

„O, nicht diese furchtbaren Worte!" rief Kordel, indem sie sich zu Teresa niederbeugte. „Gott ist gnädig und mächtig; in seiner Hand ist Leben und Tod, aber wenn Ihr von hinnen müßt, arme Frau, so tretet nicht vor seinen Thron mit einem Fluch auf den Lippen!"

Sie begann ihr halblaut das Vaterunser vorzusagen.

Teresa lag bereits in den Zuckungen des raschen gewaltsamen Todes; als Kordel die fünfte Bitte sprach, wiederholte sie mit brechenden Blicken schwach, aber vollkommen verständlich: „Wie wir vergeben unsern Schuldigern", und verschied.

Der Vorfall hatte viele Neugierige herbeigelockt, die bei dem Anblick des finstern Gastes, der so plötzlich in den Freudensaal eingetreten war, in scheuer Entfernung stehen blieben. Es galt, die allgemeine Freude nicht zu stören: nur flüchtig durchlief die Kunde den Saal, daß eine Dame von plötzlichem Herzkrampf befallen worden und demselben erlegen sei. Eine andere, eine heitere Botschaft schlug über der trüben zusammen, wie helles Wasser über einem dunklen, auf den Grund sinkenden Körper. Der Reichsmarschall

Graf Pappenheim war aus Frankfurt eingetroffen, um die Botschaft der vollzogenen Kaiserwahl zu bringen.

Kordel und der Fürst weilten neben der Todten, in ihr leises Gebet schmetterten von draußen Fanfaren und brauste der Jubelruf:

„Hoch, Karl Albert! Hoch die Hoffnung des Vaterlandes! Hoch Kaiser Karl der Siebente!“

Ende des dritten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.